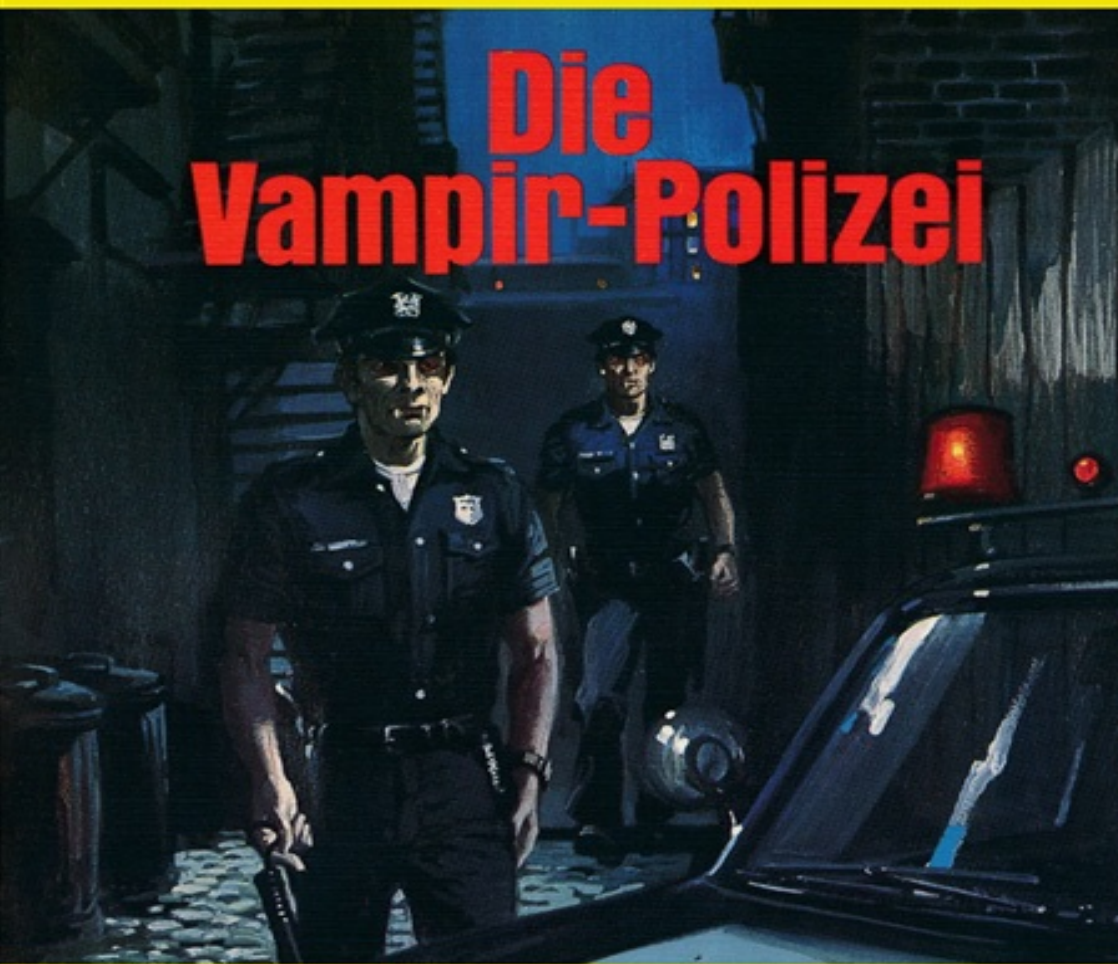


GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Die Vampir-Polizei



**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Die Vampir-Polizei

John Sinclair Taschenbuch Nr. 65

von Jason Dark

erschienen am 12.08.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Die Vampir-Polizei

Sir James, mein Chef, fragte: »Was halten Sie von blutleeren Leichen, John?«

»Ich würde sie als Vampiropfer ansehen.«

»Genau. Und wie hoch stehen die New Yorker Kollegen bei Ihnen im Kurs?«

»Ich bewundere sie.«

»Dann fliegen sie rüber!«

»Mit Verlaub, Sir, was soll ich dort?«

»Ihre amerikanischen Kollegen unter die Lupe nehmen. Einige von ihnen haben sich als Vampire entpuppt...«

Der Wagen kroch wie ein düsterer Schatten in die schmale Straße hinein, die als Sackgasse endete. Langsam nur drehten sich die Räder. Die Scheinwerferstrahlen strichen über die düsteren, verfallenen Hauswände, zielten über den Unrat hinweg, den die Mieter der Slums kurzerhand aus dem Fenster gekippt hatten, bevor sie auszogen und auf Nimmerwiedersehen verschwanden.

Der Wagen war lang. Im Rhythmus der Fahrbewegungen wippte die Antenne. Das Rotlicht auf der Dachleiste war ausgeschaltet, auch die Sirene schwieg.

Das Auto kam wie ein Dieb in der Nacht.

Es fuhr fast bis an das Ende der Sackgasse, bevor der Fahrer auf die Bremse trat und das Gefährt nach einem leichten Nachwippen endlich stillstand. Die beiden Cops stiegen nicht aus. Sie blieben sitzen, starrten durch die Scheibe, beobachteten, beugten sich zueinander hin, flüsterten miteinander und öffneten erst dann die Türen. Es wirkte so, als hätten sich geheimnisvolle Tore geöffnet, um das Grauen zu entlassen. In diese schmale Straße paßte einfach nichts anders hinein. Hier regierte die Depression.

Die Polizisten verließen den Wagen. Behutsam drückten sie die Wagenschläge wieder zu. Noch immer sicherten sie nach allen Seiten. Sie schauten sich um. Wachsame Blicke glitten an den Fassaden der Häuser entlang, tasteten über den Schmutz, die blinden Fensterscheiben, falls überhaupt welche vorhanden waren. Manchmal erkannten sie einen flackernden Lichtschimmer.

Strom gab es nicht mehr. Wer hier hauste, der mußte, wenn er es in der Nacht hell haben wollte, Kerzen anzünden.

Die Cops wußten genau, wohin sie zu gehen hatten. Sie hatten den Wagen fast vor der abbruchreifen Bude gestoppt. Früher hatten sich die Menschen hier wohl gefühlt. Dann waren die Fabriken gebaut worden, und die Gegend verslumte.

Heute verkroch sich hinter diese Fassaden nur noch der Abschaum.

Die letzten Fixer, Gestrandete, Menschen, die keine Werte mehr besaßen, und hin und wieder tummelte sich zwischen diesen lahmen Fischen auch ein gefährlicher Hai.

Die Polizei hatte schon so manchen Killer aus diesen Verstecken geholt. Und auch die beiden Polizisten, die auf den türlosen Hauseingang zutraten, sahen so aus, als wollten sie eine zweibeinige Ratte aus ihrem Loch holen.

Sie sprachen kein Wort miteinander, das war auch nicht nötig, denn sie arbeiteten schon seit Jahren zusammen, waren ein eingespieltes Team und mit allen Wassern gewaschen.

Das Haus nahm sie auf. Es war wie ein Tunnel ohne Ende. Man hatte den Eindruck, als wollte es die beiden Menschen nie mehr loslassen. Ein einziges, muffig riechendes Grab mit verschiedenen Höhlen, Löchern und Gängen. In seinem Innern lastete die Stille. Die allerdings war trügerisch, das wußten die beiden Polizisten.

So ein Haus hatte 1000 Augen und Ohren. Jedes Loch war Auge, hinter jeder verfaulten Tür lauerte etwas. Hier verkroch man sich, hier fühlte man sich als Gestrandeter in Sicherheit. Und wenn die Bullen einmal kamen, gab es zahlreiche Rattenlöcher, durch die man verschwinden konnte, denn jeden konnten die Bullen nicht holen. Immer nur einen oder zwei...

Längst hatte es sich herumgesprochen, daß die gekommen waren. Vor der Treppe blieben die beiden Uniformierten stehen. Die Treppe bestand aus Stein, sie war nicht zerstört worden. Allerdings fehlte an einigen Stellen das Geländer völlig.

Von irgendwoher vernahmen sie ein scharfes Flüstern, das sich zu einem Wort verdichtete.

»Bullen...«

Die Polizisten kümmerten sich nicht darum. Sie wußten genau, wohin sie zu gehen hatten. Und wenn sie den Sprecher hätten holen wollen, sie hätten ihn immer gefunden.

Einer von ihnen hakte seine Lampe vom Gürtel, schaltete sie ein und drehte sich blitzschnell.

Der Schein stach in den schmutzigen Flur und traf das eingefallene und zerfurchte Gesicht einer an sich noch jungen Frau. Das Licht blendete sie, deshalb drehte sie sich und ging, wie in Trance stehend, zurück. Sie war wohl auf dem Trip. Nachdem sie in die Wohnung getaucht war, ertönte ein dumpfer Laut. Die Frau war gestürzt.

Die Cops gingen weiter.

Sie liefen wie Maschinen. Keine Bewegung war überflüssig, der eine paßte sich dem anderen an. Die oberen Gesichtshälften lagen im Schatten der Mützenschirme. Die unteren wirkten hart, kantig und unbeweglich.

Bis zum dritten Stock mußten sie. Das Haus selbst besaß fünf Stockwerke. Was nicht niet-und nagelfest war, hatte man gestohlen. Wer hier hauste, schlief auf dem Fußboden.

Die Cops blieben im Dunkeln. Längst hatten sie ihre Lampe ausgeschaltet. Sie kamen und wollten nicht gehört werden. Wie Geister...

Die dritte Etage unterschied sich insofern von den anderen, als daß es einen Raum gab, der noch durch eine Tür versperrt war. Auf leisen Sohlen schlichen die Cops hin, nickten sich zu, und einer von ihnen hob sein Bein.

Er rammte den Fuß vor.

Der schwere Stiefel krachte gegen das Holz. Die Tür hielt der Wucht des Trittes nicht stand. Sie wurde aus ihrer Verankerung gerissen, splitterte, fiel in den Raum hinein, so daß der Aufschlag durch das Haus dröhnte wie ein Kanonenschuß.

Die Cops kümmerten sich nicht darum. Hatten sie sich bisher nur sehr langsam bewegt, wurden sie auf einmal schnell. Nach rechts und links tauchten sie weg, die hellen Lanzen ihrer eingeschalteten Lampen stachen von zwei verschiedenen Seiten her in den Raum und

trafen das Ziel, auf das es den beiden ankam.

Es war ein Mann, der auf dem Boden lag und sich in eine alte Decke eingewickelt hatte.

Vielleicht hatte er geschlafen, möglicherweise tat er auch nur so. Jedenfalls bewegte er sich ziemlich langsam, als er sich auf die Seite rollte und den Kopf anhob.

Er schaute ins Lampenlicht, schützte dann die Augen vor der Helligkeit mit einer Hand und wirkte verschlafen.

Die beiden Cops standen da wie Säulen. Für den Erwachten mußte es nicht gerade angenehm sein, aus einer liegenden Stellung an den Männern hochzuschauen.

Sie waren die Angstbringer, die Angstmacher, und der Penner kroch aus seiner Decke. Die Cops ließen ihn.

Als er die schmutzige Wand erreichte, setzte er sich und versuchte zu reden, brachte aber kein Wort hervor. Nur ein pfeifender Atemzug drang über seine Lippen.

»Du bist Losch, das Schwein!« sagte einer der Cops.

»Nein, nein...«

»Heißt du nicht Bernie Losch?«

»Ja, schon, aber...«

»Also doch.« Diesmal hatte der andere gesprochen. »Und du weißt auch, weshalb wir gekommen sind?«

Der Mann am Boden wischte zitternd mit der Handfläche über sein Gesicht. Er schwitzte plötzlich. Seine Blicke suchten nach einem Ausweg, aber es gab nur die Chance, durch die Tür zu verschwinden, und die hatten die beiden Cops verbaut.

»Zu dir wollen wir!« hörte Losch das Flüstern.

»Na und?« Er fand endlich die Kraft, sich zu erheben. An der rauhen Wand schob er sich in die Höhe. Er blieb so stehen, daß die Cops sein Profil sahen.

»Du hast uns verraten!«

»Ich?« Losch kiekste. »Wie... wie käme ich dazu, euch zu verraten, verdammt? Ich habe mit euch nichts zu tun!«

»Das dachten wir auch!« Sie kamen näher. »Und... und was wollt ihr?«

Bernies Stimme bekam einen Unterton von Panik. »Dich holen!«

Bernie lachte gequält. »Holen? Mich? Ich will aber nicht weg. Ich hasse Gitter!«

»Du kommst nicht hinter Gitter!«

»Sondern?«

»Es ist ein anderes Reich, in das wir dich schaffen. Du warst eben zu neugierig. Die Nacht ist unsere Zeit. Du weißt selbst, daß wir in der Nacht unterwegs sind. Hast du nicht einmal von einer Vampir-Polizei gesprochen? Von Cops, die Blut trinken?«

»Ja, ja...« Bernie schabte mit beiden Handflächen über die Wand. Die rauen Geräusche schienen ihn noch nervöser zu machen, als er tatsächlich schon war.

Die Cops hatten ihre Lampen gesenkt und leuchteten den Fußboden ab. Das Zimmer war bis auf einen alten Rucksack, der Bernie gehörte, leer. Er lag dicht neben einer zweiten Tür, die zu einer anderen Wohnung oder einer Abstellkammer führte. Da konnte er auch nicht fliehen, denn einer der beiden Polizisten baute sich vor der Tür auf. Bernie befand sich in der Klemme.

Und er wurde in den nächsten Sekunden mit der grausamen Wahrheit konfrontiert.

Die Eindringlinge schoben ihre Mützen in den Nacken. Ihre Gesichter zeichneten sich deutlich vom blassen Licht der Scheinwerfer ab.

Sie wirkten kalt, kantig und scharf geschnitten. Gefühle spiegelten sich dort nicht wider.

Schmallippig waren die Münder, die sich plötzlich öffneten. Sie zogen die Lippen zurück und grinsten wie Wölfe.

Aus den Oberkiefern wuchsen ihnen dolchartige Zähne. Die Cops waren — Vampire!

In ihren Augen lag eine glitzernde Kälte. Sie schauten das Opfer an, sezierten es mit gefühllosen Blicken. Bernie wurde den Eindruck nicht los, als hätte es ihnen besonders seine Schlagader angetan, die sich unter der dünnen Haut des Halses abzeichnete.

Dahin würden sie beißen — und saugen!

»Wir haben dich, Bernie! Und wir hassen Verräter, hast du verstanden? Verräter hassen wir. Deshalb wirst du einer von uns. Das Schattenreich wartet auf dich, Bernie. Du wirst leergesaugt, dein Blut bekommt uns ausgezeichnet. Wir haben lange auf diesen Moment warten müssen. Jetzt werden wir ihn genießen.« Sie kamen vor.

Von zwei Seiten traten sie auf Bernie Losch zu, der sich nicht mehr wehren konnte. Er wußte nicht, wie er reagieren sollte. Die Fluchtwege waren versperrt.

Aber er ballte die Hände!

»Nein, so nicht!«

Der erste griff zu - und da geschah es!

Es gab einen krachenden Laut, der das Zimmer erfüllte. Hinter den Cops hatte jemand von der anderen Seite die zweite Tür aufgestoßen. Auch sie knallte zu Boden, Staub wirbelte auf, Wolken bildeten sich, und innerhalb dieser Wolken stand - groß, kantig und unerschütterlich - eine bewaffnete Gestalt.

»So nicht, Blutsauger!« rief sie mit Stentorstimme und zeigte ein hölzernes Kreuz...

Die beiden Cops bewegten sich wie in Zeitlupe. Sie hatten die Arme in die Höhe gerissen, schwangen jetzt beide nach links herum,

griffen aber nicht zu ihren Waffen, denn als Blutsauger verließen sie sich auf andere Dinge. Dann sahen sie ihn.

Der Staub umschwebte den Mann noch immer, ließ ihn geisterhaft erscheinen, aber das Kreuz in seiner linken Hand war deutlich zu erkennen. Mit der rechten Faust umklammerte er den Griff eines schweren Revolvers.

»Captain Hamilton!«

Es war ein Schrei, den Bernie Losch ausstieß. Erklang erlösend, schluchzend, denn Losch hatte nicht mehr damit gerechnet, daß der Mann in Polizeiuniform noch eingreifen würde.

»Geh, Bernie, geh!« Hamilton redete mit einer Stimme, die ihm selbst fremd vorkam. Er ließ keinen Blick von den beiden Blutsaugern, die einmal zu seinen Mitarbeitern gehört hatten.

Und Losch ging geduckt, um nicht in die Schußlinie des Polizeioffiziers zu geraten.

Hamilton stand wie ein Fels. Er war noch ein Führer der alten Schule. Aus solchem Holz hatte man früher die unbestechlichen Polizeibeamten geschnitzt. Ein Mensch, der mit dem Kopf durch die Wand ging und Gesetzesbrechern gegenüber kein Pardon kannte.

Daß unter seiner Ägide so etwas passieren mußte, war für ihn der Schock des Lebens.

Er hatte es bisher nicht glauben wollen, nun sah er sich den Tatsachen gegenüber.

Bernie war verschwunden. Seine Schritte klatschten auf den Stufen der Treppe.

Captain Hamilton atmete stöhnend. Am waagerechten Balken des Kreuzes schaute er vorbei und sah, wie schlecht den beiden Vampiren der Anblick tat.

Ihre Sicherheit war dahin. Sie standen zwar noch auf dem gleichen Fleck, hatten sich aber geduckt, und ihre Gesichter waren grau vor Furcht geworden.

»Ich habe es nicht glauben wollen!« Hamilton sprach wie ein Automat.

»Nein, ich habe es nicht glauben wollen, aber es ist zu einer grausamen Wahrheit geworden. Ihr gehört zu den Wesen der Finsternis. Ihr seid Vampire, Bestien aus der Welt der Dunkelheit. Verfluchte, die nicht leben und nicht sterben können und andere ins Verderben ziehen. Ihr, die Polizisten, die Elite dieser Stadt. Ihr habt geschworen, anderen Menschen zu helfen, einen Eid geleistet, und jetzt muß ich diesen Schrecken hier erleben.« Hamilton schüttelte sich. Ihm fehlten einfach die Worte. Er holte ein paarmal Luft, bevor er weitersprach. »Ich werde euch töten!«

Wer ihn kannte, wußte, daß er nicht bluffte. Er sah auch keine andere Möglichkeit. Vampire brauchen Blut, sie holen es sich von normalen Menschen, die sie bei ihrem Biß ebenfalls mit dem Keim des Todes infizieren, denn die Gebissenen wurden ebenfalls zu Blutsaugern. Sie führten die Kette des Schreckens fort, die oftmals kein Ende fand. Das wollte Hamilton im Keim ersticken.

Einer versuchte es.

Mit zwei blitzschnellen Schritten bewegte er sich auf die Wohnungstür zu. Er hatte dabei die Lampe hochgerissen, um Hamilton zu blenden. Das schaffte er nicht ganz.

Kein Muskel rührte sich in Hamiltons Gesicht, als er schoß. Er feuerte zweimal.

Die erste Kugel traf die Lampe. Sie zersplitterte. Das zweite Geschloß, fast auf die gleiche Stelle gezielt, drang in die Brust des Vampirs. Der Aufschlag war hart, er schleuderte den Blutsager zu Boden. Sofort wirbelte Hamilton herum.

Er sah den Schatten des zweiten Cops. Die Gestalt befand sich mitten im Sprung. Die Arme hatte sie ausgestreckt. Sie wollte die gekrümmten Finger in den Schulterstoff der Uniformjacke des Captains schlagen. Hamilton stieß das Kreuz vor.

Beide krachten zusammen.

Plötzlich war alles anders. Aus der blutgierigen Bestie wurde ein Bündel nackter Angst. Der Vampir war im Gesicht erwischt worden. Ein dunkler Streifen zeichnete seine bleiche Haut. Das Stigma war zu sehen. Ein Zeichen der Vernichtung!

Der Vampir verging. Er klatschte mit dem Rücken gegen die Wand. Die Beine gaben nach, und er krachte zu Boden.

Hamilton kümmerte sich nicht um ihn. Er kreiselte herum, denn der zweite war ebenfalls noch da. Nein, er verschwand. Eine normale Bleikugel tat ihm nichts. Vampire mußte man mit geweihten Silbergeschossen erledigen, aber die standen Hamilton nicht zur Verfügung.

Er durfte alles, nur diesen Blutsauger nicht entwischen lassen, der bereits die Wohnung hinter sich gelassen hatte und die Treppe hinabpolterte.

Hamilton jagte ihm nach.

Der Cop befand sich auf der Flucht. Er heulte und schrie dabei, doch Hamilton blieb ihm auf den Fersen, so schnell die Bestie auch war. Der Captain legte alle seine Kraft und Wut in diese Verfolgung hinein, er mußte den anderen einfach haben.

In der zweiten Etage griff der Captain zu einem Trick. Er schleuderte das Holzkreuz über den noch vorhandenen Teil des Geländers hinweg, es prallte gegen den Rücken des fliehenden Polizisten.

Der Schrei war furchtbar, er hallte durch das tot wirkende Haus. In das Echo hinein erklang ein Poltern und das Geräusch eines Falls. Auch Hamilton besaß eine Lampe. Er schaltete sie ein und leuchtete schräg in die Tiefe.

Der Polizist lag auf den Stufen. Mit dem Kopf nach hinten, die Beine hochgestreckt. Beim Fallen mußte er sich gedreht haben, doch er war dem Kreuz nicht entgangen.

Es lag schräg auf ihm.

Hamilton ließ die Lampe leuchten und näherte sich dem Mann mit langsamen Schritten.

Er hatte vor Jahren gegen eine Vampirsekte hier in Manhattan gekämpft. Deshalb wußte er, was mit Blutsaugern geschah, die mit einem Kreuz in Berührung gekommen waren. Sie lösten sich auf, zurück blieben Asche und kleine Knochen. Hier nicht.

Der Mann war noch nicht lange ein Vampir gewesen. Seine Zähne hatten sich zurückgebildet, das Gesicht besaß nicht mehr den harten verkanteten Ausdruck, es war viel weicher geworden. Als Hamilton das Kreuz an sich nahm, fühlte er sicherheitshalber nach, ob noch Leben in dem Polizisten steckte. Nein, es war aus. Der Captain richtete sich auf. Er wirkte wie ein gewaltiger Bär, den man in eine Uniform gezwängt hatte. Langsam schritt er die Treppe hoch, da er wieder in die Wohnung wollte.

Es waren Schüsse gefallen und Schreie zu hören gewesen, doch im Haus zeigte sich niemand.

Hamilton kam sich verlassen vor. Er hielt das Kreuz vor, als er die Wohnung betrat, doch er wurde von keiner Seite angegriffen. Der Blutsauger war erledigt. Er lag am Boden und bot einen schrecklichen Anblick. Dieser Mann mußte schon länger zur Kaste der Blutsauger gehört haben, denn die Haut in seinem Gesicht war so dünn geworden, daß sie an einigen Stellen riß.

Knochenteile stachen hervor. Zudem eine völlig ausgetrocknete blutleere Haut, die wie grauer Schaum aus den Löchern wuchs. Captain Hamilton starrte auf den Toten und spürte in sich die innere Leere.

Er hatte getötet, töten müssen, aber er empfand keinen Triumph, nur Abscheu.

Seit drei Jahren hatte er die beiden Männer gekannt. Es waren gute Leute gewesen. Mutig und voller Einsatzbereitschaft. Sie hatten auch

Stunden draufgelegt, wenn es mal nicht so hinhaute. Ein jeder wußte schließlich, wie mies die Bezahlung der New Yorker Cops war. Zudem waren sie in diesem Brutkessel des Verbrechens unterbesetzt. Aus welchem Grund waren die Männer zu Vampiren geworden? Das wußte Hamilton nicht. Er zeigte sich nicht einmal von dieser Tatsache überrascht, denn er wußte, daß es diese Blutsauger gab. Vorjahen hatte er einen Fall erlebt, als es um den Vampir von Manhattan ging. Auch gegen Ghouls und Zombies hatte er schon gestanden, und dabei war ihm ein Mann zu Hilfe gekommen, der fernab in London wohnte. John Sinclair!

An ihn dachte der Captain ebenfalls, als er auf den Toten niederschaute. Hamilton wollte nicht daran glauben, daß nur die beiden Cops zu Vampiren geworden waren. Sicherlich liefen nicht alle Polizisten als Blutsauger herum, aber Hamilton ging davon aus, daß er erst den Anfang eines roten Fadens in den Händen hielt.

Seine Augen brannten. Der Captain gehörte zu den poltrigen Männern. Rauhe Schale, guter Kern. Er kannte kein Pardon, wenn es darum ging, Verfehlungen aufzudecken, er stellte sich aber hundertprozentig hinter seine Leute, wenn er davon überzeugt war, daß die Männer unschuldig waren.

Die Toten waren es nicht gewesen. Sie hatten herumgemenget im New Yorker Hexenkessel, in dem es überkochte und das organisierte Gangstertum überall präsent war.

Vampire unter den Cops!

Der Captain schüttelte den Kopf. Er konnte es einfach nicht fassen, das überstieg sein Fassungsvermögen, und er schwor bei seinen toten Kollegen, daß er alles in seinen Kräften Stehende tun würde, um die Stadt von dieser Brut zu befreien.

Aber nicht allein. Er wußte jemanden, der sich mit Vampiren auskannte. Es würde Ärger mit seinen Kollegen geben, auch mit den Vorgesetzten. Wer glaubte schon an Vampire? Und wenn er es

geschafft hatte, die Leute zu überzeugen, war es wahrscheinlich schon zu spät. Hamilton war so erschüttert, daß er die Schritte erst hörte, als sie schon im Zimmer aufklangen. Dann fuhr er herum, leuchtete gegen die Tür und traf Bernie Losch.

Der Spitzel lehnte am Rahmen. Um seine Lippen zuckte es. Mit einer hilflos wirkenden Bewegung hob er die Schultern. »Das war verdammt knapp gewesen, Captain.«

»Stimmt.«

»Ich dachte schon, Sie hätten mich sitzenlassen.«

»Was ich verspreche, halte ich auch.«

»Schon gut, Sir.« Bernie kam nickend näher. Er hatte den alten Mantel eng um seinen Körper geschlungen. Mit spitzen Fingern deutete er auf den Toten. »Hatte ich zuviel versprochen?«

»Nein.«

»Mehr weiß ich auch nicht.«

»Wieso?«

Losch hob die Schultern. »Ich habe sie nur gesehen, weiß nicht, wo sie herkommen.«

»Tatsächlich nicht?«

Bernie verdrehte die Augen. »Sir, ich weiß, was Sie fragen wollen. Sie würden gerne nachhaken, aber da ist nichts nachzuhaken, glauben Sie mir. Ich weiß nichts mehr.«

»Wo sind sie dir aufgefallen?«

Bernie hob die Schultern. »Ich wunderte mich, wenn ein Streifenwagen ohne Beleuchtung durch die Straßen fuhr. Man hört ja viel von bestochenen Polizisten. Ich bin ihnen nachgegangen und nachgefahren. Entdeckt habe ich sie in einem alten Verschlag am Bronx River. Da sprachen sie vom Blut der Menschen, zogen Fratzen, ich sah ihre Zähne und dachte sofort an Vampire. Ich habe Sie informiert.«

»Und wir bauten ihnen die Falle.«

»Richtig. Nur wissen wir nicht, ob es die einzigen Vampir-Cops gewesen sind.«

»Das stimmt, Sir.«

»Und Sie haben auch nichts gehört?«

»Weder gehört noch gesehen.«

Hamilton wandte sich ab. Er schlug Bernie auf die Schultern.
»Okay, Losch, halte deine Augen offen. Sobald du einen Verdacht hast, sag mir Bescheid.«

Der Spitzel nickte. Dann fragte er: »Ich will ja nicht in Sie drängen, Sir, aber haben Sie schon einen Elan, wie Sie an die verdammten Blutsauger herankommen wollen, wenn es...?«

»Den hab' ich, Bernie«, erwiderte Hamilton hart. »Sogar einen sehr konkreten.«

»Und?«

»Warte es ab, Losch, warte es nur ab...«

Ich hielt die Kaffeetasse mit beiden Händen umklammert und trank die herrlich schmeckende Brühe in langsamen Schlucken. Dabei wurde ich von Glenda Perkins, meiner Sekretärin, beobachtet.

»Du siehst nicht gut aus, John.«

»Ich fühle mich auch nicht gut.«

»Bist du versackt?«

»Nein, erkältet.«

»Ach, du auch?«

»Weshalb sollte ich nicht? Wer bei diesem Wetter nicht erkältet ist, der ist nicht gesund.«

»Stimmt auch wieder.«

Ich stellte die Tasse weg. »Der Kaffee ist so gut, daß er auch gegen Schnupfen hilft, so hoffe ich.«

»Wenigstens ist er heiß.«

Ich schaute Glenda an, nieste zweimal, und sie verließ fluchtartig

mein Büro. Im Nebenraum beschwerte sie sich und riet mir, wieder nach Hause zu fahren, damit ich die wenigen Gesunden nicht auch noch ansteckte.

Ich schwieg.

»Sir James wollte dich sprechen, John.«

»Und weshalb?«

»Das weiß ich nicht. Eigentlich hättet ihr beide schon reden müssen, aber irgend etwas kam ihm dazwischen. Eine Besprechung, glaube ich. Du sollst auf jeden Fall erreichbar sein.«

Ich holte ein Papiertaschentuch hervor und putzte meine Nase.

»Okay, ich bleibe hier.«

»Wann kommt Suko eigentlich?«

»Gegen Mittag.«

»Und wo steckt er?«

»Massage...«

»Wäre auch für dich gut.«

Ich gab keine Antwort, lehnte mich auf meinem Stuhl zurück und legte die Beine hoch. Die Hacken lagen auf der Schreibtischplatte. Ich schaute aus dem Fenster. Die Scheiben waren grau. Sie hätten mal wieder geputzt werden können. Dahinter schien eine blasse Märzsonne. Allerdings täuschte diese Helligkeit. Die Sonne besaß noch nicht viel Kraft. In der Nacht hatte es gefroren, und am Morgen waren die Straßen wieder glatt gewesen.

Wenn man erkältet ist, hat man nie die richtige Lust, irgend etwas durchzustehen, auch mir erging es so an diesem Morgen. Ich fühlte mich matt. Es fiel mir sogar schwer, die Beine zu bewegen. Da war es am besten, wenn man gar nichts tat.

Daran hielt ich mich. Nur eines noch konnte ich nicht verhindern. Daß mir die Augen zufielen und ich so in einen gesunden Büroschlaf fiel, wie er jedem Beamten zustand.

Man sollte nicht meinen, wie tief und fest man im Büro schlafen

kann, wenn man nicht vom Telefon gestört wird. Das ist eine wahre Offenbarung, ich träumte sogar irgendeinen Quatsch und fühlte mich am Ende des Traums von einer Zange gepackt.

Eine Zange war es nicht, die mich gepackt hielt, sondern die warmen Hände meiner Sekretärin.

»Aufstehen, lohn!«

»Was? Wie? Wohin?«

Ich schnellte hoch, dachte nicht mehr daran, daß ich nicht in meinem Bett lag und wäre fast vom Stuhl gerutscht, hätte mich Glenda nicht festgehalten.

»Nicht so eilig, großer Schläfer.«

Ich blieb sitzen, schüttelte den Kopf und rieb mir die Augen. »Das ist auch nötig«, sagte Glenda. »Am besten gehst du los und wäschst dich.«

»Und dann?«

»Wartet Sir James.«

Ich winkte ab. »Stimmt, der wollte mich ja auch sprechen. Mist auch. Ich habe gar keine Lust. Kann Suko nicht für mich gehen?«

»Der ist noch nicht zurück.«

»Alles muß man allein machen«, beschwerte ich mich. »Weißt du wenigstens, um was es geht?«

»Tut mir leid, John, in diese Geheimnisse weiht mich mein Chef nie ein.«

»Hätte ja sein können.« Ich stand auf und bewegte mich wie ein müder Krieger. Dabei gähnte ich noch einige Male hintereinander und fuhr durch meine Haare.

»Waschen werde ich mich nicht«, erklärte ich Glenda.

»Und weshalb nicht?«

»Weil das Wasser so naß ist.« Ich winkte ihr zu. »Bis später dann.«

Ziemlich müde schlich ich über den Flur, gähnte noch zweimal und gab mir dann den Befehl, mich zusammenzureißen, sonst drehte

der Alte noch durch. Er hockte hinter seinem Schreibtisch und kam mir vor wie jemand, dem es ausgezeichnet ging, der auch hervorragend geschlafen hatte und jetzt voller Aktivitäten steckte.

»Setzen Sie sich, John.«

Das tat ich gem.

Der Alte schaute mich an. Hinter den dicken Gläsern seiner Brille wirkten die Augen eulenhaft. »Zwei Dinge fallen mir an Ihnen auf. Sie wirken so, als hätten Sie keine Lust und scheinen sich eine Erkältung gefangen zu haben.«

»Sie haben bei beidem recht, Sir.«

»Hm.« Der Superintendent legte seine Stirn in Falten. »Ich muß Ihnen ehrlich sagen, daß mir unser Londoner Klima in den letzten Wochen auch nicht gefallen hat, aber was will man machen? Ich muß in der Stadt bleiben, da haben es andere besser.«

»Meinen Sie mich damit, Sir?«

»Auch.«

»Und wen noch?«

»Suko, zum Beispiel.«

Ich kannte Sir James lange genug. Wenn der so jovial, mitleidig und auch persönlich ankam, dann steckte etwas dahinter. Zumindest ein dickes Ende. Das ließ er immer zum Schluß heraus. Ich grinste ihn an. »Auf was wollen Sie hinaus, Sir?«

»Es ist schwer zu sagen.« Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück.

»Sogar sehr schwer.«

»Fangen Sie doch einfach an, Sir.«

»Sehr richtig.« Er beugte sich wieder vor. »Was halten Sie von blutleeren Leichen, John?«

Meine Antwort kam spontan. »Ich würde sie als Vampiropfer ansehen.«

»Genau, gratuliere. Und wie hoch im Kurs stehen bei Ihnen die New Yorker Kollegen?«

»In der Stadt kann man sie nur bewundern.«

»Dann fliegen Sie rüber.«

Ich wollte nach den Zigaretten greifen, ließ es aber bleiben. »Mit Verlaub, Sir, was soll ich dort?«

»Das ist simpel. Ihre amerikanischen Kollegen unter die Lupe nehmen. Einige New Yorker Cops haben sich nämlich als Vampire entpuppt. Und so etwas senkt den Kurswert Ihrer hochgeschätzten Kollegen gewaltig, nehme ich an.«

»Da haben Sie recht.«

Sir James ließ mich nach dieser Antwort in Ruhe. Ich mußte zunächst mal meine Gedanken sortieren. Polizisten als Vampire. So etwas hatte mir gerade noch gefehlt. Hinzu kam der Hexenkessel New York, in dem ich schon meine Erfahrungen gesammelt hatte. Gegen Ghouls und Zombies hatte ich dort schon gekämpft, und im Central Park von New York war sogar Xorron wieder auferstanden.[\[1\]](#)

Härteste Fälle hatten mich in diese Stadt geführt, und jetzt sollten es Vampire sein.

»Woran denken Sie, John?«

»An Frank Sinatra.«

»Wieso?«

»Der hat doch den Song ›New York‹ gesungen. Das Lied finde ich super.«

»Denken Sie lieber an die Blutsauger in Uniform und an den Ärger, den diese Bestien bereiten können.«

»Wem, zum Beispiel?«

»Den normalen Kollegen. Es hat ja nicht irgend jemand Bescheid gegeben, sondern ein Mann, der zwei dieser Vampire erledigen konnte. Jemand, den Sie gut kennen. Jemand, für den durch das Auftauchen der Blutsauger eine Welt zusammengebrochen ist.«

»Captain Hamilton?«

»Genau der.«

Ich nickte. So etwas Ähnliches hatte ich mir schon gedacht. Ich stellte mir den Polizeioffizier vor. Für ihn mußte eine Welt zusammengebrochen sein. Er gehörte noch zu den Menschen, die fest an die Gerechtigkeit und das Gesetz glaubten. Er war gewissermaßen ein Turm in der Schlacht gegen Gangster und Killer. Auf der einen Seite knochenhart, auf der anderen butterweich, wenn es darum ging, anderen Menschen zu helfen. Cops, die zu ihm gehörten, sollten Vampire sein? Kaum vorstellbar. Wenn doch, welch eine Hölle mußte Hamilton da durchgemacht haben?

»Sie können sich vorstellen, John, was drüben los ist.«

»Ja, das kann ich.«

»Werden Sie fliegen?«

»Keine Frage, Sir.«

»Ich meine, weil Sie doch erkältet sind.«

Jetzt mußte ich grinsen. Bisher hatte ich nicht gewußt, daß Sir James auch spötteln konnte. »Ich lasse die Erkältung hier zurück. Einverstanden?«

»Nur wenn Sie den Fall lösen.«

»Aber nicht allein.«

»Nein, Sie werden genügend Unterstützung bekommen, das kann ich Ihnen versprechen. Außerdem erscheint uns die Sache so brisant, daß Sie nicht allein fliegen. Suko soll sich bereithalten. In New York selbst wird alles vorbereitet sein. Captain Hamilton wartet auf Suko und Sie, deshalb sollten Sie ihn nicht zu lange warten lassen.«

Ich strich über meine Stirn, hinter der es klopfte. »Schon seinetwegen würde ich fliegen.«

»Das weiß ich.«

Ich stand auf und schaute auf meine Uhr. »Wie ich Sie kenne, Sir, liegen die Flugkarten bereit.«

»Natürlich. Auf dem Kennedy-Airport werden Sie von Bekannten

in Empfang genommen.«

»Das ist gut.«

Mein Chef wollte mir die Hand reichen, zog sie aber blitzschnell wieder zurück. »Lieber nicht, wenn Sie so unter Bazillen stehen.«

»Ja, ich bezeichne mich selbst als ein Bazillen-Vaterschiff.«

»Dann viel Spaß am Hudson.«

»Danke, dito.«

Ich drehte mich um und ging. Auf dem Gang putzte ich mir schon wieder die Nase. Verdammt auch. Ein erkälteter Geisterjäger ist etwas für eine Grusel-Klamotte. Hinter den Augen spürte ich einen unangenehmen Druck. Gleichzeitig hatte ich das Gefühl, als wären meine Beine mit einer schweren Flüssigkeit gefüllt. Hoffentlich verschwanden die Nachwirkungen der Erkältung bald. Vampire würden auf meinen Zustand sicherlich keine Rücksicht nehmen.

Im Büro fand ich nicht nur Glenda Perkins vor, sondern auch meinen Freund und Kollegen Suko. Der sah so herrlich gesund aus und wirkte auch so agil, daß ich direkt neidisch wurde.

»Hallo, Rotzkopf!« begrüßte er mich und ging in Deckung, als ich niesen mußte.

»Bleib in deiner Wohnung, John!« beschwerte sich Glenda.

»Warum? Ich habe zwei Tickets in der Tasche.«

Suko tauchte wieder hinter dem Schreibtisch hervor, blieb aber noch in geduckter Haltung sitzen. »Wir wollen verreisen?«

»Ja.«

»In den Süden?«

»Eigentlich auch, denn New York liegt auf einem südlicheren Breitengrad als London. Auf einer Höhe mit Neapel...«

Der Inspektor winkte ab. »Spar dir deine Belehrungen. Es geht also nach New York.«

»Richtig.«

»Und was sollen wir dort?«

»Vampire jagen.«

»Mal was Neues.«

Glenda kam zu mir. »Wirklich, John?«

Ich nickte. »Leider, muß ich da sagen, denn es sind zwar normale Vampire, doch das Perverse an dem Fall ist, daß sich diese Blutsauger in Polizeiuniformen verstecken.«

»Auch das noch.«

»Du sagst es.«

Suko zog die Augenbrauen hoch. »Cops als Vampire? Verdammt, das hat es noch nie gegeben. Ich denke da an die Horror-Cops, aber das waren keine Blutsauger.«

»Stimmt.«

»Und jetzt haben wir es mit Vampiren in New York zu tun«, flüsterte er.

»Weißt du schon mehr?«

»Leider nein.«

Suko griff nach seiner Jacke und schwang sie um seine Schultern.

»Okay, lassen wir uns überraschen...«

Vergangenheit

Über Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg hatten sie in Ruhe und Frieden leben können, doch irgendwann waren die großen Schiffe gekommen, hatten das weite, unendliche Wasser überquert und das Land erreicht, das ihnen gehörte.

Die Weißen waren von den Indianern freundlich empfangen worden. Man hatte Feste gefeiert, man hatte ihnen Geschenke überreicht, aber die Fremden waren schlimm gewesen, denn sie wollten das Land. Sie hatten es eingetauscht und ihnen billige Perlen und ähnliche Dinge für den Besitz gegeben.

Neu-Amsterdam wurde der Flecken Erde genannt. Aber dabei blieb es nicht, denn die weißen Menschen wollten mehr, viel mehr, und sie

trieben die Ureinwohner zurück. Sie aber wußten nicht, was sie tun sollten, denn sie kamen gegen die Waffen der anderen nicht an. Tiefer in die Wälder wurden sie zurückgetrieben, versteckten sich dort, berieten und beobachteten, daß immer mehr Fremde über das große Wasser kamen.

Bis sie an Mazara dachten.

Er war ihr Gott, ihr Götze. Er war derjenige, dem sie immer dann, wenn der Mond als rundes Auge über ihnen stand, die Opfer brachten. Mädchen, Männer, Kinder - er nahm alles, denn er brauchte Blut. Sie wählten vier junge Mädchen aus und brachten sie Mazara als Opfer. Er saugte ihr Blut, trank sie leer und schickte sie als lebende Leichen gegen die Eindringlinge.

Es kam zu einem Chaos.

Kein Geschichtsbuch berichtete über die schreckliche Zeit. Nur ein alter Pfarrer, der ebenfalls mit über das weite Meer gekommen war, hielt in seiner Chronik einiges von dem Grauen fest, das vor langer Zeit die heutige Halbinsel Manhattan heimgesucht hatte.

Die Mädchen wüteten schrecklich. Erst umgarnten sie die Männer, dann bissen sie zu, raubten ihnen das Blut und machten sie ebenfalls zu Vampiren. Mazara aber freute sich. Zahlreiche Fremde gerieten in seinen Bann, bis die anderen bemerkt hatten, was da geschah. Sie legten sich selbst einen Plan zurecht, trieben die Blutsauger zusammen und zündeten den Busch an.

Das gewaltige Feuer vernichtete viele Unschuldige, aber es traf auch die Blutsauger, die sich am Tag über versteckt hielten. Sie wurden vom Feuer ausgerottet.

Bis auf einen — Mazara...

Und der hatte Zeit.

Was zählten schon für einen Gott oder Götzen die Jahrhunderte, wenn er sich selbst als ewig bezeichnete?

Er fiel in einen langen Schlaf, aus dem er ab und zu erwachte, aber

einsah, daß seine Zeit noch nicht gekommen war. Zu viele andere Dämonen gab es noch. Da war Xorron mit seiner Macht, den Ghouls und den Zombies, da waren andere Vampire, gegen die die Menschen kämpften.

Er mußte abwarten.

Und seine große Stunde kam, als New York praktisch von Dämonen befreit worden war.

Mazara war schlau. Er hatte gelernt und besaß den richtigen Instinkt. Mittlerweile wußte er, wo er die Menschen am härtesten treffen konnte. Bei ihrer eigenen Schutzmacht!

New York! Ich hatte tief durchgeatmet, denn welch eine Stadt war faszinierender? Der Atem blieb mir im Hals stecken. Ich mußte husten. Das konnte an der Luft liegen oder an meiner Erkältung, so genau wußte ich das nicht.

Wir waren empfangen worden wie VIP's, und dann begrüßte uns Captain Hamilton.

Er hatte sich verändert, war älter geworden. Sein Gesicht wurde von Sorgenfalten gezeichnet. Er hoffte stark, daß wir mithalfen, diese Falten verschwinden zu lassen.

Normalerweise gingen wir unsere Jobs in einem fremden Land nach einem bestimmten Muster an. Wir arbeiteten stets mit der örtlichen Polizei zusammen, das wollten wir hier auch, aber anders. Wir gerieten in die Szene.

Das heißt, zwei Londoner Polizisten wurden zu uniformierten Cops in einem Revier des schlimmsten New Yorker Stadtteils, der Bronx. Das Revier lag am Bronx Park, unweit des breiten Bronx River Parkway, der den Stadtteil von Nord nach Süd durchschneidet. Einen Tag nach unserer Ankunft sollten wir den Dienst antreten. Uniformen lagen bereit, Hamilton hatte für alles gesorgt, aber er hatte keinem Kollegen erzählt, aus welchen Gründen wir tatsächlich in New York

waren.

Wir kamen aus London, waren Kollegen, die in einem Austausch New Yorker Verhältnisse kennenlernen wollten.

Mehr nicht...

Noch jemand war eingeweiht worden. Unser Bekannter und Freund Abe Douglas, ein G-man, der uns gegen Xorron unterstützt hatte. Er war kurz zur Begrüßung erschienen, wußte von der Gefahr und stand gewissermaßen Gewehr bei Fuß.

Abe würde eingreifen, wenn es zu schlimm wurde.

Zunächst aber waren wir auf uns allein gestellt und wurden wie zwei Marsmenschen von einem farbigen Cop angestarrt, als wir in der Asservatenkammer standen, unsere Uniformen entgegengenommen hatten und die Waffen bekamen.

Schwere Revolver der Marke Smith & Wesson, Kaliber .45. Natürlich konnten wir mit diesen Waffen keine Vampire jagen, aber unsere Berettas steckten unter den blauen Uniformjacken.

»Na ja«, sagte der Cop grinsend. »Dann wollen wir euch Hühner mal auf die New Yorker Straßen lassen. Mal sehen, wie lange ihr das hier durchhaltet.«

»Wieso?«

Auf meine Frage begann er zu lachen. »Was meinst du, was hier los ist? Die Bronx ist die Hölle. London ist dagegen ein Sanatorium.«

»Wir wollen ja lernen«, sagte Suko.

»Das könnt ihr.«

Wir bekamen nun unsere Schlagstöcke und mußten die Mützen korrekt aufsetzen.

»Und jetzt will euch jemand sprechen.«

»Wer?«

»Wahrscheinlich unser Chef, Lieutenant Ralston.«

Ich trat einen Schritt vor und beugte mich über die Barriere. »Sag mal, Baby, was ist das für ein Typ?«

Der dunkelhäutige Kollege verzog seine Lippen zu einem breiten Grinsen. »Ralston ist knallig und in.«

»Was heißt das?«

»Knallhart, unbestechlich, ein Amerikaner, wie ihn der Präsident gern sieht.«

»Gut zu wissen.«

»Hat er auch einen Vertreter?« fragte Suko.

»Zwei. Der eine heißt Pick. Das ist ein Schwein, sage ich euch. Eine irische Pflanze, die alles haßt, was dunkelhäutig ist. Ausgerechnet ihm haben sie Ofiro gleichgestellt.«

»Farbig also?«

»Sehr richtig. Puertoricaner, Mischling, wißt ihr. Aber Chinesen hatten wir noch nie hier. Bin gespannt, wie Pick auf dich reagiert, Chinamann. Der nimmt bestimmt keine Rücksicht darauf, daß ihr Gäste seid.«

»Wir werden sehen.«

Der Cop schaute auf seine Uhr. »Okay, ich bringe euch jetzt zu Ralston. Der wird euch einen Vortrag halten und einweisen. Viel Spaß bei uns.«

»Danke.«

Wir verließen die Asservatenkammer, gelangten in einen grün gestrichenen Gang und hörten die Geräuschkulisse, die aus dem großen Revierraum herüberbrandete.

Hier gab es nie Ruhe. Weder am Tag noch in der Nacht und auch an den Feiertagen. Die Bronx stand immer unter Dampf, und die Polizisten, die hier arbeiteten, ebenso.

In einer der zahlreichen Zellen hatten sie einen Sänger gesperrt. Der jaulte wie eine Katzenhorde seine selbstkomponierten Lieder. Unser Begleiter verzog das Gesicht. »Er wird erst in einigen Stunden dem Schnellrichter vorgeführt. Bis dahin wird er weiterjaulen. Vielleicht haut ihm auch einer aufs Maul, mal sehen.«

Der Trakt, wo Lieutenant Ralston sein Büro hatte, war ruhig. Zudem besaß das Büro eine schalldichte Tür.

Nach dem Anklopfen durften wir eintreten. Unser Begleiter machte Meldung, und Ralston nickte zum Zeichen, daß er gehen konnte. Er selbst erhob sich hinter seinem Schreibtisch, zog seine Uniform glatt und schaute uns entgegen.

Auch wir sahen ihn an.

Schon beim ersten Blickkontakt war mir dieser Mann nicht sympathisch. Ein hagerer Typ um die Fünfzig, mit grauen Strähnen in den dunklen Haaren. Die Uniform saß perfekt. Ich konnte mir auch nicht vorstellen, daß je ein Staubkörnchen sie verunziert hätte. Der Lieutenant besaß einen Blick, der andere fertigmachen konnte. Aus ihm sprach die Arroganz, und die herabgezogenen Mundwinkel unterhalb der bläulichen Bartschatten verstärkten diesen Eindruck noch. Zudem roch er nach einem Rasierwasser, das ich ebenfalls nicht mochte. Das also war für die nächste Zeit unser Vorgesetzter. Keine Offenbarung, wie ich fand.

Er nickte uns zu, verschränkte die Arme auf dem Rücken und sagte:

»Wie ich heiße, wissen Sie. Ihre Namen kenne ich auch und möchte Sie zunächst trotzdem willkommen heißen.«

»Was heißt trotzdem, Lieutenant?«

Raistons Mundwinkel zuckten gleichzeitig. »Normalerweise sagen meine Leute Sir zu mir. Sie sind hier Gast, das sehe ich dann etwas anders. Sie sollten sich die Anrede trotzdem überlegen. Um auf die eine Bemerkung zurückzukommen, möchte ich Ihnen sagen, daß ich Sie nicht angefordert habe. Das heißt, ich war und ich bin über Ihre Anwesenheit nicht begeistert, damit das klar ist.«

»Ich freue mich über ein offenes Wort.«

»Wir haben hier genug Probleme, Sinclair, und haben keine Zeit, Fremdenführer zu spielen.«

»Das brauchen Sie nicht, Lieutenant. Wir kommen schon zu recht.«

»Ich glaube es nicht.«

»Wollen Sie es nicht darauf ankommen lassen?« fragte Suko.

»Sie sind Chinese, wie?«

»Das sieht man doch.«

»Ja«, dehnte er und schaute auf die Fahne hinter seinem Schreibtisch, die neben dem Bild des Präsidenten an der Wand hing.

»Damit stehen Sie ziemlich allein. Wir haben zwar Farbige hier, aber keine Chinesen.«

»Ich werde mich daran gewöhnen.«

»Die anderen hoffentlich auch.« Er hob die Augenbrauen an. »Noch etwas, wenn Sie hören, daß vom Turm gesprochen wird, so ist damit unser Revier gemeint. Es wird eben Turm genannt.« Ralston nahm wieder Platz. »Für weitere Fragen steht Ihnen Sergeant Pick zur Verfügung.«

»Hat er heute Dienst?« fragte Suko.

»Ja.«

»Schön.«

Ralston warf meinem Freund einen undefinierbaren Blick zu, enthielt sich aber eines Kommentars, griff zum Hörer und rief Pick zu sich. Bevor wir ihn sahen, hörten wir ihn. Was da draußen herbeistampfte, mußte ein gewaltiger Riese sein.

Sergeant Pick betrat das Büro.

Rote Haare, Bürstenschnitt, massig, ein Stiernacken, gerötete Haut, harte Augen in einem Graugrün und ein Fliehkinn, das war Pick. Er hatte begrüßt, stand jetzt da und schaute uns an. Auf Sukos Gesicht blieb sein Blick ein wenig länger haften. Dabei begann er sogar zu grinsen. »Ich bin Sergeant Pick, Freunde, und der Lieutenant kann sich voll und ganz auf mich verlassen. Ich vertrete ihn draußen. Was ich sage, ist, als würde der liebe Gott zu euch sprechen. Ich habe gehört, daß ihr keine Sonderbehandlung bekommen sollt, das werde ich gern machen. Noch etwas über mich. Manche nennen mich Pick,

das Schwein. Und nicht nur die verlausten Mugger auf den Straßen, auch einige Kollegen. Ich glaube, das sagt genug.«

»Machen Sie den Leuten nicht unnötig Angst«, sagte Ralston.

»Keine Sorge, Lieutenant, wir sind Ärger gewöhnt«, erwiderte ich lässig.

»Das heißt Sir!« sagte Pick.

»Sind Sie geadelt worden?« fragte ich Ralston zurück.

»Gehen Sie jetzt«, sagte dieser hart.

Pick scheuchte uns hinaus. Auf dem Flur begann er breit und gefährlich zu grinsen. »Ihr habt euch schon unbeliebt gemacht. Man redet unseren Boß mit Sir an.«

»Sie ja«, sagte Suko.

Pick legte Suko seine rechte Hand auf die Schulter, um ihn in die Knie zu drücken. »Baby«, flüsterte er beinahe sanft. »Du willst doch keinen Ärger - oder?«

Ich mußte innerlich grinsen, da ich ahnte, was kommen würde. So sehr Pick auch drückte, er schaffte es nicht, Suko in die Knie zu zwingen. Der Inspektor blieb stehen, er lächelte sogar, während das Gesicht des Iren rot anlief. Schließlich nahm er seine Pranke weg.

»War etwas?« fragte Suko.

Picks Blick wurde tückisch und gleichzeitig lauernd. »Nein.«

»Dann ist es ja gut.«

Pick drehte sich um. »Kommt mit!« schnarrte er. »Ich zeige euch jetzt das Revier.«

Zuerst sahen wir den Zellentrakt. Was hinter den Gittern hockte, tobte oder lag, war der Abschaum. Pick kannte das.

Die Kerle kannten ihn und traten vom Gitter zurück, denn Pick hatte die Angewohnheit, mit seinem Schlagstock gegen die Gitterstäbe zu hämmern, was eine ratternde Tonfolge ergab.

Auf einer langen Bank lagen zwei Farbige, die mit Flandschellen zusammengebunden waren. Einer von ihnen beschwerte sich

lautstark.

»He, Pick, wann kommen wir hier raus?«

»Im nächsten Jahrhundert.«

»Scheiße.«

Der Ton war rau und manchmal brutal. Vielleicht gehörte das einfach dazu. Ich mußte mich jedenfalls erst daran gewöhnen, und Suko erging es ebenso.

Der Hexenkessel empfing uns wenig später. Das war der große Revierraum, der mir vorkam wie ein Badezimmer, denn bis zu einer gewissen Höhe waren die Wände gefliest. Die große Holzbarriere war ebenfalls vorhanden, dazu kamen die Schreibtische, die Telefone, die permanent schrillten und der erhöhte Platz des Desk Sergeant, wo Pick normalerweise saß.

Vor der Barriere prügeln sich zwei Nutten, indem sie mit Handtaschen aufeinander einschlugen. Daneben stand eine alte Frau, die sich über den Tod ihres vergifteten Hundes beschwerte. Ein Stück weiter stand jemand im weißen Pelzmantel und rauchte.

Es war ein geschminkter Mann mit lackierten Fingernägeln, der laut lachte, als wir auf ihn zukamen. Er »klappte« seinen Mantel auf, darunter war er nackt. Di eser Kerl »interessierte« Pick, denn er blieb stehen.

»Hat dich dein Bockbruder noch immer nicht abgeholt?«

»Nein, er hat noch zu tun.«

Pick erklärte uns, daß dieser Knabe aus dem Village stammte, New Yorks Künstlerviertel.

»Können Sie mich nicht in einen wärmeren Raum bringen, Serg?« fragte der Mann.

»Es ist mir doch egal, ob du dir deine Nüsse erkältest. Wenn ich dich in zehn Minuten noch hier sehe, drehe ich dir was ab.«

»Seien Sie doch nicht so rauh, Sergeant.«

»Mann, hau ab, du Tunte.« Pick stieß ihn aus dem Weg und ging

weiter. Ich räusperte mich. An diesen Tonfall mußte ich mich tatsächlich erst gewöhnen, den kannte ich eigentlich nur aus Filmen, die in New York spielten.

Pick hob einen Balken in der Holzbarriere an. »Zwei eigene Schreibtische kann ich euch nicht bieten, nicht einmal einen. Wir platzen aus allen Nähten. Zudem brauchen auch die Computer Platz.« Er deutete nach links auf die Bildschirme, die an einer Wand standen.

»Was haben Sie überhaupt vor?« fragte ich.

Pick blieb stehen und schaute auf seine Uhr. »Der Nachmittag ist bald vorbei. Ihr könnt eure erste Nachtschicht fahren. Ich trenne euch natürlich. Einer fährt mit Chef Zingara, der andere mit Wayne Mandell. Die beiden kennen sich aus.«

»Freuen sie sich auch auf uns?«

»Wie ich mich auf den Tod.«

»Das ist nett.«

Pick warf mir einen wütenden Blick zu. Er bemerkte sehr wohl, daß wir uns nicht einschüchtern ließen, und das gefiel ihm gar nicht. Möglicherweise untergruben wir seine Autorität.

»Bis die beiden eingetroffen sind, könnt ihr euch noch hier umschauen. Dann wird es ernst.«

Er ließ uns stehen und schritt auf seinen erhöhten Platz zu. Die anderen Kollegen hatten uns beobachtet. Manche grinsten uns zu, andere blieben gleichgültig, wieder andere sagten ihre Namen, aber keiner fluchte auf Pick.

Es sah zwar nicht aus wie in der Serie Kojak, aber einen Kaffeeautomaten gab es ebenfalls. Wir holten uns dort die braune Brühe, die in Pappbechern schwappte und ebenso mies schmeckte wie das Zeug aus dem Yard-Automaten.

»Wie fühlst du dich?« fragte Suko.

»Nicht wie ein Cop!«

»Sondern?«

»Wie einer, der das Gefühl hat, in einer Presse zu hocken, die allmählich zuge dreht wird.«

»Meinst du, daß sie ahnen, weshalb wir tatsächlich hier sind?«

»Möglicherweise...«

Als Profi-Cops konnten wir uns zwar nicht bezeichnen, aber mittlerweile waren wir zweimal des Nachts Streife gefahren.

Ich war zwar in einen Mordfall hineingerutscht, Suko in mehrere Schlägereien.

Von den Vampiren hatten wir keine Spur gefunden.

Man sprach auch nicht darüber. Ich hatte mich zudem gehütet und Chet Zingara danach gefragt. Er gehörte zu den stillen Typen, die fast gar nichts sagten und viel Popcorn aßen.

Suko und ich wohnten in einem Hotel, das der unteren Mittelklasse angehörte. Es war zwar nur klein, aber sauber, und Ganoven hausten hier angeblich nicht.

Wieder einmal machte ich mich fertig, um den Dienst anzutreten. Wir fuhren gemeinsam zum Revier, um uns erst dann zu trennen. Bei mir läutete das Telefon.

»Hamilton hier, John. Wir sind unten in der Halle. Können wir eben hochkommen?«

»Klar.«

»Holen Sie auch Suko.«

»Selbstverständlich.«

Der Inspektor war schon fertig angezogen und kam zu mir.

»Wer kommt denn alles?« fragte er.

»Wirst du gleich sehen.«

Es war ein freudiger Besuch, denn Captain Hamilton brachte einen durchtrainierten Blondscho pf mit, der sich breit lächelnd im Zimmer aufbaute und uns herzlich begrüßte.

Es war der G-man Abe Douglas!

»Endlich seid ihr wieder hier!« rief er und schlug uns bald die Schultergelenke ein. »Kinder, ich freue mich.«

»Wir ebenfalls.«

»Toll seht ihr aus. So richtig schmuck. Nicht, Captain?«

Hamilton grinste säuerlich. »So ungefähr.«

»Aber Erfolg haben wir nicht gehabt.« Beide nickten.

»Das dachten wir uns schon«, sagte Hamilton. »Ich war inzwischen nicht untätig und habe noch einmal die V-Leute angespitzt. Dieser verdammte Vampirismus konzentriert sich auf die Bronx. Es gibt zwar keine besonderen Anzeichen für irgendwelche Aktivitäten, aber Sie sollten sich, wenn eben möglich, mal auf dem Woodlawn Cemetery umsehen. Das ist der größte Friedhof hier. Dort wollen mehrere Zeugen in der Nacht verdächtige Gestalten gesehen haben.«

»Cops?« fragte Suko.

»Das weiß niemand genau.«

Ich runzelte die Stirn. »Es ist natürlich schwer für uns, während der nächtlichen Dienstzeit ein Motiv für eine Fahrt zum Woodlawn Cemetery zu finden...«

Hamilton nickte. »Wir wissen das. Vielleicht können wir auch von oben etwas beeinflussen. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß wir Gewehr bei Fuß stehen.«

»Wir ebenfalls, John«, sagte Abe Douglas.

»Über den Tod der Kollegen ist nicht gesprochen worden«, sagte ich noch. »Ich habe das Gefühl, als wäre dies bewußt verschwiegen worden. Oder irre ich mich.«

»Teilweise«, gab der Captain zu. »Wir haben bisher über das Verschwinden der Männer nicht viel gesagt, aber wir haben herausgefunden, daß die beiden, die ich als Vampire kennengelernt habe, auch in ihrer Freizeit zusammenhingen und einer Vereinigung oder einem Club angehörten.«

»Welchem?«

»Das ist eine Runde, die sich mit der Vergangenheit unseres Landes beschäftigt.«

»Gehören ihm nur Polizisten an?«

»Das weiß ich noch nicht. Wenn wir uns in der folgenden Nacht wiedertreffen, sieht es schon anders aus, hoffe ich.«

»Gleichfalls«, sagte ich.

Durch Händedruck verabschiedeten sich die beiden Besucher. Für uns wurde es Zeit, Verspätungen bei Dienstantritt wurden von Pick nicht gern gesehen. Da gab es einen Anschluß vor versammelter Mannschaft, der sich gewaschen hatte.

Zwei Minuten blieben wir noch im Zimmer. Suko schaute mich schräg an. Neben zwei Fenstern lehnte er an der Wand. »Du bist so ruhig, John, stimmt etwas nicht?«

Ich hob die Schultern. »Das ist schwer zu sagen. Zwei Nächte hat sich nichts getan.«

»Und?«

»Ich weiß nicht. Es ist möglich, daß wir in der dritten Nacht Terror bekommen.«

»Hast du Beweise?«

»Nein, nicht direkt, aber ein Gefühl. Vielleicht frage ich Zingara mal danach.«

»Sagt er immer noch so wenig?«

»Ja.«

»Wayne Mandell ist etwas gesprächiger, aber ein echter Sexprotz. Der ist scharf auf jedes Girl und verdammt unruhig.«

»Wie das?«

»Ich weiß es auch nicht, aber komisch sind unsere lieben Freunde schon.«

»Ist das verwunderlich in einer Stadt wie dieser und bei einem Job wie diesem?«

Suko nickte. »Ich kann dir nicht widersprechen.« Er hatte seine Bude schon abgeschlossen.

Auf dem düsteren Hotelflur begegnete uns der Portier. Er grinste uns an. »Wieder auf Dienst?« fragte er.

»Ja.«

»Dann bewacht uns mal gut.«

»Wir werden unser Bestes tun.«

Unser Hotel lag etwa eine Viertelstunde Fahrzeit vom »Turm« entfernt. Am Bronx Zoo kamen wir vorbei und fuhren in nördlicher Richtung. Eine kaputte Gegend. Überall Trümmer. Dazwischen heruntergekommene Gebäude.

Der Märzwind war kalt. Er raste wie ein hungriges Tier durch die Straßen, schob Dreck- und Staubwolken vor sich her, spielte mit leeren Flaschen oder Dosen und fuhr in die stumpfen Gesichter der Menschen, die sich auf den Gehsteigen befanden, auf Treppen oder Autos hockten und auf irgendeine Chance warteten.

Der Turm war ein Eckhaus in den Slums. Ein paar Schritte weiter wurde oft genug auf offener Straße gedealt. Manche betrachteten es sogar als einen Sport.

Bald hingen wir mitten in dem Wirrwarr aus Schmutz und Abfall. Die Straßen wurden enger, noch schmutziger.

Nicht jede Ampel funktionierte. Zweimal überholte uns ein Bus. Er sah verdammt ramponiert aus.

Wenn wir standen und Leute unsere Uniformen erkannten, wurden wir oft genug mit obszönen Blicken und Gesten bedacht. Auch daran hatten wir uns mittlerweile gewöhnt.

Bis wir unser Revier erreichten und den Wagen schließlich an dem Turm abstellten, passierte nichts mehr. Den Wagen hatten wir auf einen Hof fahren können, wo auch die Patrol Cars standen. Eine Brandmauer sicherte das Gelände ab.

Sie würde auch nicht viel helfen, wenn es hart auf hart kam. Gegen

den Wind gestemmt, schritten wir auf die Rückseite zu. Hier waren die Fenster sehr klein und schießschartenartig angelegt. Im dicken Backstein der Mauer sahen wir helle Schrammen. Andenken an eine Schießerei. Man hatte mal versucht, das Revier zu stürmen. Es war nicht gelungen. Sergeant Pick war damals zu einem Helden geworden. Er hatte die Bande fast ganz allein zurückgeschlagen. Mit einem Maschinengewehr und Handgranaten bewaffnet.

Seit dieser Zeit hatte man Respekt vor ihm.

Als wir kamen, herrschte kaum Betrieb. Und trotzdem tobte Pick wie ein Verrückter. Auch sein gleichgestellter Vertreter war vorhanden. Er hieß Ofiro, war dunkelhäutig und hatte stets ein leichtes Grinsen auf seinen Lippen liegen.

Er winkte uns heran. »Gerade noch pünktlich.«

»Das wußten wir.«

»Hör zu, Suko, ich gebe dir einen Rat. Heute wird der Schnabel gehalten, klar?«

»Weshalb?«

»Wir kriegen die Besatzung nicht zusammen.«

»Sind alle krank?« fragte ich.

»Einige.«

»Und Ralston?«

»Ist auch nicht da. Pick dreht fast durch.« Wieder grinste Ofiro breit. »Ich werde gleich gehen.« Er zog die schmale Nase hoch. »Angenehme Nachtschicht noch.«

»Das ist hier ein Irrenhaus«, sagte Suko.

Pick stampfte herbei. Er sah uns, ballte die Hände und nickte dann. »Ich dachte schon, ihr wärt auch nicht gekommen.«

»Wieso nicht, Serg? Es gefällt uns hier.«

»Willst du lügen, Sinclair?«

»Nein. Hier ist wirklich mehr los als in London.«

»Setzt euch in den nächsten zwei Stunden an einen Schreibtisch und

nehmt Protokolle auf. Die Fahrten beginnen erst später, wenn überhaupt.«

»Fehlt Chet auch?«

»Ja.«

Pick ließ uns stehen. Ich nahm hinter Zingaras Schreibtisch Platz und verrichtete die Routinearbeit.

Ich nahm Anzeigen auf, verhörte Zeugen und merkte nicht, wie schnell die Zeit verflog.

Routinekram...

Draußen war es dunkel geworden, der Betrieb flaute etwas ab. Er würde erst wieder in der Nacht zunehmen. Ich trank einen Kaffee. Pick schob sich von seinem erhöhten Sitz. Er kaute an seiner Zigarette wie an einem Strohhalm. Seine Wangen waren feuerrot.

»Du kannst jetzt fahren, Sinclair.«

»Ist Chet da?«

»Ja, schon lange. Ihren Freund habe ich schon auf die Reise geschickt. Und gebt acht.«

Ich nahm einen Schluck. »Wieso?«

»Diese Nacht ist heiß. Ich fühle, daß etwas im Busch liegt. So erging es mir damals auch, als sie unser Revier angriffen. Etwas braut sich zusammen, das kann ich spüren.«

»Die Leute sind so komisch, nicht?«

»Wie meinst du das?«

Ich drückte den Becher zusammen und schleuderte ihn in einen Papierkorb. »Sie sind nervöser, unruhiger. Liegt das vielleicht am Vollmond, oder weshalb...?«

»Unsinn.« Pick drehte sich heftig um und ging.

Zingara kam herbei. Wie immer trug er seine Tüte mit Popcorn bei sich. Er starrte mich an. Ich mochte den Blick nicht, hielt aber stand, bis Chet schließlich zu Boden schaute. »Wir können fahren.«

Unser Wagen stand auf dem Hof. Er besaß eine Beule an der

Beifahrertür. Jemand hatte einen Stein dagegen geworfen. Chet fuhr, ich saß wie immer neben ihm.

»Gibt es einen besonderen Plan?« fragte ich.

»Ja.«

»Und welchen?«

»Wir werden ein bestimmtes Haus näher unter die Lupe nehmen.«

»Was ist das für ein Kasten?«

»Laß dich überraschen.«

Da Chet nichts mehr sagte, schwieg ich auch. Innerlich gab ich Sergeant Pick recht. Diese Nacht war eine besondere, und ich rechnete mit einigen höllischen Überraschungen...

An einer Ampel stoppten sie. Rechts von ihnen befand sich ein Bahndamm, über den ein Güterzug donnerte. Dahinter lag ein dunkler Park, und sie befanden sich auf der Webster Ave.

Mandell schaute geradeaus. Seine kräftigen Hände hielten das Lenkrad fest. Er hatte ein flaches Gesicht und eine Sattelnase. An diesem Abend war er ziemlich schweigsam, selbst den Mädchen schaute er nicht nach. Statt dessen wandte er sich an Suko. »Hast du eigentlich etwas gegen Friedhöfe, Mann?«

»Nein, die müssen sein.«

»So meine ich das nicht. Ich... ich will zu einem hinfahren, weißt du?«

»Meinetwegen. Und weshalb?«

»Ist eine private Sache.«

»Wie du willst.«

»Wenn Pick fragt, sind wir natürlich nie dagewesen.«

»Versteht sich von selbst.«

»Okay, Engländer. Los geht's.«

Die Ampel war umgesprungen. Wayne Mandell prügelte den Wagen durch einige Schlaglöcher und sah zu, daß er die Kreuzung

zur Gun Hill Road erreichte. Von dieser Stelle aus konnte man fast auf den Friedhof spucken, auch wenn sie noch durch enge Straßen fahren mußten, die sich allesamt der Umgebung anpaßten und einen ziemlich toten Eindruck machten.

Schließlich erreichten sie einen düsteren Parkplatz. Er lag direkt am Friedhof, der noch zu den alten New Yorker Begräbnisstätten zählte. Mandell zog den Zündschlüssel ab und drückte sich zurück. Suko sah ihm an, daß er Sorgen hatte. Deshalb fragte er: »Kann ich dir helfen, Partner?«

»Nein.«

»Hängt es mit diesem Friedhof zusammen, daß du so sauer bist?«

Mandell stierte in die Dunkelheit. Viel war nicht zu sehen. Die Umrisse einer großen Leichenhalle hoben sich nur deshalb deutlich ab, weil dort einige Laternen brannten.

»Weshalb schweigst du?«

»Weil du nichts begreifst!«

»Vielleicht doch.«

»Hör auf, verdammt. Was kennst du schon von New York?«

»Nicht viel.«

»Na eben.«

»Aber ich weiß etwas über Vampire.« Suko hatte einen Versuchsballon gestartet und wunderte sich im nächsten Moment darüber, daß er ins Schwarze getroffen hatte.

Wayne Mandell fuhr so schnell herum, daß selbst Suko davon überrascht wurde. Seine Arme stießen vor, die Hände umklammerten Sukos Hals, das flache Gesicht verzerrte sich. Wut sprühte aus den Augen. »Was hast du da gesagt?« schrie Mandell. »Vampire?«

Suko handelte. Er sprengte die Klammer und setzte mit einem Handkantenschlag nach, der die Mütze des Mannes traf. Mandell schüttelte sich. Es sah so aus, als wollte er wieder angreifen, doch er ließ es bleiben und sackte auf dem Sitz zusammen. »Sorry!« keuchte

er, »aber es kam eben über mich.«

Suko nickte. »Ich hätte die Vampire nicht erwähnen dürfen.«

»Genau.«

»Weshalb nicht?«

»Weil es... weil es... verdammt, vergiß es.«

»Nein!«

Mandell merkte, daß er bei Suko auf Granit biß. Er drehte sich langsam herum. »Wie bist du überhaupt auf Vampire gekommen?« fragte er.

»Das lag nahe. Ich sehe den Friedhof und...«

»Erzähl doch keinen Mist.«

»Aber ich habe ins Schwarze getroffen.«

Mandell hob die Schultern. Man sah ihm an, daß sein Plan durcheinandergeraten war.

»Du solltest mir vertrauen!« schlug Suko vor.

Er hörte das Lachen des Kollegen. »Vertrauen? Wem kann ich überhaupt vertrauen?«

»Mir!«

»Du bist fremd.«

»Na und?«

»Vielleicht gehörst du zu ihnen!«

»Zu den Vampiren?«

Wayne Mandell wollte schnell antworten, doch er sagte nichts. Sein Schweigen war für den Inspektor ebenfalls Antwort genug. »Okay, ich weiß Bescheid. Du hast also hier auf dem Friedhof Vampire gesehen.«

»Nein!«

»Was willst du dann hier?«

»Sie suchen, verdammt. Es soll sie geben.« Er schlug mit der flachen Hand auf den Lenkradring. »Es muß sie geben, und es sind Leute, die ich kenne, zum Henker. Kollegen!« Das letzte Wort heulte

er hervor, beugte sich tiefer und drückte seine Stirn gegen die Handflächen. »Es ist furchtbar«, keuchte er. »Ich hatte einen Freund. Er hieß Carry, war ebenfalls ein Cop. Man hat ihn getötet und gleichzeitig erlöst, weil er ein Vampir gewesen ist.«

»Und das weißt du genau?«

»Ja.«

»Von wem?«

»Ich weiß es eben. Und ich weiß auch, daß er sich mit den anderen hier auf dem Friedhof getroffen hat. Er sprach von einem historischen Gelände und von einer verdamnten Schuld, die wir Weißen noch abzutragen hätten. Er war nicht allein, einige gehörten zu der Gruppe. Sie hatten auch einen Namen. Mazara Club.«

»Nie gehört!«

»Kann ich mir vorstellen. Mazara ist ein blutgieriger Vampir-Dämon gewesen. Er lebte vor einigen hundert Jahren, als die Holländer kamen und Manhattan kauften.«

»Woher weißt du das?«

»Ich habe es von Garry erfahren.«

»Und du glaubst, auf diesem Friedhof Vampire zu finden?« fragte Suko.

»Ja, denn hier befindet sich Mazaras Grab. Vampire sehen aus wie Menschen. Polizisten sind aber auch Menschen, du verstehst...?«

Suko nickte. »Das heißt, daß deine, nein, unsere Kollegen, unter Umständen zu Vampiren geworden sind.«

»So sehe ich das!«

»Okay, schauen wir nach.« Suko wollte die Tür aufdrücken, Mandell aber hatte etwas dagegen.

»Nein, du nicht. Um gegen Vampire angehen zu können, braucht man die entsprechenden Waffen. Die hast du nicht. Ein Revolver reicht nicht.«

»Hast du sie denn?«

»Ja.« Er griff unter seinen Sitz und holte ein Holzkreuz hervor.

»Fang nicht an zu lachen...«

»Wie käme ich dazu, es ist ein gutes Mittel gegen Vampire.«

»Dann bleib du hier, während ich Mazaras Grab suche.«

»Ich geh mit!«

»Einer muß im Wagen bleiben und Meldungen entgegennehmen.«

»Im Prinzip schon. Doch in dieser Nacht wird einiges anders laufen, wie ich vermute.«

»Da kannst du recht haben.«

»Steig aus.«

Beide schraubten sich aus dem Wagen. Stille umgab sie. In dieser kühlen Nacht blieben selbst die finsternen Gestalten fern, die sich im Sommer gern um den Friedhof herumdrückten.

»Davon weiß Pick nichts«, sagte Mandell. »Wenn er Bescheid wüßte, würde er durchdrehen.«

»Weißt du eigentlich, wer alles zum Club gehört?«

»Nein, ich hoffe nur, daß ich sie hier finden kann. Alles andere ist mir egal.«

Der Friedhof besaß einen großen Eingang. Zudem war er sehr weiträumig. Da konnten sie eine ganze Nacht durch das Gelände streifen, ohne etwas zu entdecken.

Beide staunten, als sie einen Flügel des Tores offen fanden. Sie schauten sich gegenseitig an. In der Dunkelheit leuchteten ihre Gesichter fahl. Rechts von ihnen hörten sie die summenden Geräusche, die entstanden, wenn die Wagen über den Bronx Parkway rasten. Suko hatte sich gebückt. Der Boden war feucht und nicht mit Kies bestreut. Aus diesem Grunde konnte er die Spuren sehr genau erkennen. »Das sind die Abdrücke von Reifen.«

Wayne nickte. »Ich habe auch einen Verdacht.«

»Kollegen, nicht?«

»Leider.«

Suko kam hoch und schlug Mandell auf die Schulter. »Laß uns gehen.«

Er knöpfte die Uniformjacke auf, um an die Beretta zu gelangen. Staunend beobachtete der andere diesen Vorgang. »Du hast noch eine zweite Kanone?«

»Ja.«

»Wozu?«

»Um den Vampiren eine geweihte Silberkugel auf den Pelz brennen zu können!«

Diese Antwort haute den anderen fast von den Beinen. Unwillkürlich trat Wayne einen Schritt zurück. »Das erzählst du mir doch nur.«

»Nein, ich bin gekommen, um Vampire zu jagen. Alles andere ist Tarnung. Und jetzt halte deinen Mund.«

Mandell schwieg tatsächlich. Sie hatten es insofern gut, als daß sie den Reifenspuren folgen konnten. Waren sie nicht mehr zu sehen, hatten sie wahrscheinlich ihr Ziel erreicht.

Ob auf einem Friedhof in London oder New York oder einen alten Totenacker in den Karpaten, über den Begräbnisstätten lag immer ein besonderes Flair.

Es war der Hauch von Vergessen, Vergänglichkeit und Schmerz. Eine düstere Landschaft mit hohen, alten Grabsteinen, die wie Dekorationen aus dem Totenreich die Wege markierten und flankierten. Dieser alte Teil des Friedhofs beherbergte noch die Toten, die in einer Zeit zu Grabe getragen worden waren, als in der Bronx noch das Großbürgertum lebte. Aber auch den Friedhof hatte der Haß der jetzigen Bewohnernicht verschont. Zahlreiche Grabsteine und Ruhestätten waren geschändet worden.

Die Bäume wirkten wie unheimliche Filigrane in der düsteren Nacht, und ihre Äste schienen die Gräber zu beschützen.

Suko hakte die Taschenlampe ab.

»Man wird uns sehen können!« flüsterte Wayne.

»Das macht nichts.«

»Du unterschätzt die Gefahr der Blutsauger, die...«

»Sei ruhig, Junge.« Suko suchte den Boden ab. Noch sah er die Reifenspuren, ein paar Yards weiter jedoch, wo der Weg in einer Kreuzung lief und mit Kies bestreut war, entdeckten sie nichts mehr. Wayne kam näher. Er ging geduckt. Der Wind wehte über seinen gebeugten Rücken.

»Wohin jetzt?« fragte Suko.

»Keine Ahnung.«

»Jedendalls kann man auch einen Streifenwagen hier in der Nähe gut verstecken.«

»Da sagst du was.« Suko richtete sich auf. »Am besten wäre es, wenn wir sie herlocken würden. Wir müssen uns als Köder anbieten, das ist unsere einzige Chance.«

Wayne Mandell hatte über etwas anderes nachgedacht. »Können sich Vampire nicht auch in Fledermäuse verwandeln?« fragte er.

»Das war bei den alten Blutsaugern so.«

Beide Männer setzten die Suche fort. Suko kannte sich mit den blutsaugenden Schwarzblütlern aus. Er sah die ganze Sache gelassen, im Gegensatz zu Wayne Mandell, der sich verkrampft gab und jeden Schritt vorsichtig setzte, als könnte er der letzte in seinem Leben sein. Wayne achtete auf jedes Geräusch. Sein Kopf bewegte sich unruhig. Zwischen den Grabsteinen, den Büschen und den hohen Stämmen der Erlen suchte er nach Vampiren und hatte mehr als einmal das Gefühl, von irgendwelchen Gestalten beobachtet zu werden, aber es war immer nur Einbildung.

Er sprach mit Suko darüber.

Der Chinese nickte. »Das kenne ich!« wisperte er. »Nächtliche Friedhöfe haben eben ein besonderes Flair.«

»Auf das ich gern verzichte.«

»Glaube ich dir.«

Suko ging ebenfalls sehr konzentriert. Ihm war nicht bekannt, wie viele Blutsauger ihm das Leben schwermachen würden, er war nur gewillt, sofort zu schießen.

An einer Wegkreuzung entdeckte er wieder Spuren im Boden. Als Suko winkte, kam Mandell.

»Nach rechts.«

»Und wo führt der Weg hin?« fragte Suko.

Wayne schaute ihn aus großen Augen an. Sein Gesicht wirkte totenbleich. »Zu einem alten Leichenhaus.«

»Was heißt alt?«

Wayne gab keine Antwort. Er hatte an Suko vorbeigeschaut und auf dem Grabstein die beiden leuchtenden Kreise gesehen.

Zwei Augen!

»Da!« Er riß gleichzeitig die Waffe hoch, legte an, doch Suko hieb auf Waynes Arm.

»Willst du jetzt schon harmlose Katzen erschießen?«

»Katzen?«

»Ja. Was sonst?«

Mandell schüttelte den Kopf. »Verdammt, ich dachte schon, einen Vampir vor mir zu haben.«

»Die sehen gewöhnlich anders aus.«

»Wie denn?«

»Ich hoffe, daß dir der Anblick erspart bleibt. Aber wie war das mit dem alten Leichenhaus?«

»Es steht leer. Früher ist es benutzt worden, als hier noch Begräbnisse stattfanden. Das war noch im alten Bronx. Heute aber ist alles anders.«

»Ist das Leichenhaus noch weit entfernt?«

»Der Weg führt direkt hin.«

»Dann gehen wir hin.«

»Glaubst du denn, die Vampire dort zu finden?«

Der Inspektor verzog die Lippen. »Davon bin ich fast überzeugt, mein Lieber.«

Mandell wollte noch etwas hinzufügen, überlegte es sich jedoch anders und ging hinter Suko her, der einen ziemlich breiten Weg betreten hatte. Jedenfalls so breit, daß er auch von Fahrzeugen befahren werden konnte. Sie brauchten nicht sehr lange zu laufen. Schon bald zeichnete sich vor ihnen ein breiter Schatten ab.

Suko blieb am Rand des Wegs neben einem hohen Grabstein stehen. Er beobachtete die alte Leichenhalle.

Auch Wayne hatte sich zu ihm gesellt. »Da rührt sich nichts«, flüsterte der Cop.

»Das kann auch täuschen.«

Die Leichenhalle war ziemlich flach. Sie zeigte eine barackenähnliche Form und hatte keine Fenster. »Wo befindet sich der Eingang?«

»Keine Ahnung. Ich war noch nie darin.«

»Willst du hier warten?«

»Nein, ich gehe mit.«

»Okay, aber mach dich auf etwas gefaßt. Es kann sein, daß wir auf Blutsauger treffen.«

»Ich habe ja das Kreuz.«

»Gib es nie aus der Hand. Egal, was auch geschieht, Wayne. Es ist deine Lebensversicherung.«

Suko wollte weitergehen, aber der Kollege hielt ihn an der Schulter fest.

»Du hast schon gegen Vampire gekämpft, nicht?«

»Das stimmt allerdings.«

»Hast du auch schon welche erlebt, die von ihnen leergesaugt wurden?«

»Auch das.«

»Und wie waren sie?«

»Schlimm. Sie machten Jagd auf andere Menschen, um sie ebenfalls zu beißen.« Suko deutete zum Himmel hoch. »Schau dir den Mond an. Steht er nicht prächtig? — Vampirwetter.«

»Ja, das glaube ich auch.«

Es war genug gesagt worden. Sie nahmen den Rest des Wegs in Angriff, ohne allerdings die Lampe einzuschalten. Wenn sie beobachtet wurden, wollten sie die anderen nicht vorher warnen.

Die Reifenspuren waren vorhanden, nur sahen sie den dazugehörigen Streifenwagen nicht. Dafür standen sie sehr bald vor der Eingangstür der alten Leichenhalle. Suko drängte den Cop zurück, als er die Klinke nach unten drückte und die Tür öffnete.

Er atmete auf, daß sie nicht verschlossen gewesen war. Das ersparte ihm einige Mühe.

Kaum hatte er seinen ersten Schritt über die Schwelle gesetzt, als beide Stimmen hörten. Dumpfe Laute drangen durch einen Flur an ihre Ohren. Sie konnten nicht unterscheiden, was die Stimmen sagten. Ihnen reichte zunächst einmal der Beweis, daß die alte Leichenhalle besetzt worden war.

Und wahrscheinlich von Vampiren!

»Sind das deine Kollegen?« fragte Suko leise.

»Ich... ich weiß es nicht genau. Wir müßten näher ran.«

»Gehen wir.«

Beide hatten das Gefühl, vor einem langen Grab zu stehen. Ihnen strömte ein typischer Gruftgeruch entgegen.

Irgendwo tropfte auch Wasser von der Decke. Sie hörten das Klatschen, wenn die Wassertropfen am Boden aufschlugen. Beiden kam es in dem Leichenhaus kälter vor als draußen. Das jedoch mußte an der inneren Kälte liegen, die sie wie eine Klammer umfängen hielt.

»Sollen wir nicht doch Licht machen?« fragte Wayne. Suko deutete

nach links. Diese Bewegung war auch für den Cop zu erkennen, denn stockfinster war es nicht. An der rechten Seite, vorhin war diese Wand nicht einzusehen gewesen, besaß der Flur der Leichenhalle schmale Fenster, durch das graues Abendlicht sickerte und hellere Streifen auf den Boden zeichnete.

Innerhalb dieser Ausschnitte konnten sie die Fußabdrücke mit den bloßen Augen erkennen.

Wayne wollte es genau wissen. Neben einem der Streifen kniete er sich nieder und schaute sich die Abdrücke an. Er nickte, und Suko fragte erst nicht nach.

»Sie sind es, Suko. Verdammt, sie sind es tatsächlich. Das sind Abdrücke von Polizeistiefeln.«

»Ich habe es mir gedacht!«

Der Cop schüttelte den Kopf. »Aber wieso denn? Verdammt, weshalb tun sie das?«

»Hast du mir nicht von Mazara erzählt?«

»Schon, ich konnte es nur nicht glauben.«

»Jetzt weißt du es.«

»Und was machen wir, wenn wir auf die Blutsauger treffen?«

»Dann müssen wir uns wohl verteidigen.«

»Wenn ich mir vorstelle, daß ich auf die eigenen Kollegen schießen soll...«

»Einspruch«, sagte Suko. »Diese Leute sehen zwar wie deine Kollegen aus, sie sind es aber nicht mehr. Wenn du ihnen gegenüberstehst, denke immer daran, daß es sich um blutgierige Bestien handelt. Die wollen dein Blut, so komisch es sich anhört.«

Mehr sagte Suko nicht. Er lief weiter, denn am Ende des Flures zeichnete sich eine Tür ab. Sie war ziemlich groß. Suko erkannte sogar das schimmernde Metall der Klinke.

»Dahinter müssen sie sein!« erklärte Wayne. Suko legte die Hand auf die Klinke. Sie quietschte, als er die Tür öffnete. Ein kalter

Luftzug wehte ihm ins Gesicht.

Angegriffen wurden sie nicht. Der Luftzug war deshalb entstanden, weil noch eine zweite Tür offenstand, die ihrer direkt gegenüberlag. Sie führte nach draußen.

Das sah Suko mit einem Blick.

Mit dem zweiten Blick aber erfaßte er die Särge. Manche waren geschlossen, andere offen. Er sah auch die Männer in den Uniformen, doch sie hielten sich nicht mehr im Raum auf, sie waren schon nach draußen gelaufen, wo zwei Patrol Cars standen, deren Motoren im gleichen Augenblick gestartet wurden. »Sie hauen ab!« fluchte Wayne. Suko sagte nichts. Er rannte bereits los. Vielleicht konnte er einen Wagen noch stoppen.

Als die ersten Reifen auf dem weichen Boden durchdrehten und den Schlamm aufwühlten, hatte Suko bereits die Hälfte der Strecke hinter sich gelassen.

Er war voll und ganz auf die beiden Patrol Cars fixiert und achtete nicht auf die Särge.

Aus einem stieg langsam eine bleiche Gestalt. Suko spurtete los. Ein Cop war es nicht, sondern eine Frau mit langen, strähnigen Haaren. Als sie sich aus dem Sarg kippen ließ, umklammerte sie Sukos Hüften, so daß der Chinese das Gleichgewicht verlor. Die Frau hielt eisern fest. Sie roch das Blut und wurde bei dem Gedanken daran fast verrückt.

Wayne war an der Tür stehengeblieben. Er hatte Suko fallen sehen, schaltete die Lampe an und richtete den hellen Strahl auf die beiden am Boden liegenden Gegner.

Ein Schrei drang aus seiner Kehle.

Er hatte die Vampirin erkannt.

Es war die Frau des Revierleiters Ralston!

»Hast du einen besonderen Grund, daß du zu diesem Haus hinfahren

willst?« fragte ich Chet.

»Ja.«

Da man ihm jedes Wort aus der Nase ziehen mußte, fragte ich weiter.

»Und welchen?«

»Ich wohne dort.«

»Ach so.«

Chet Zingara war mir keine große Hilfe, und so rollten wir schweigend durch die nächtliche Bronx.

Diese Fahrt unterschied sich in nichts von den beiden der vorherigen Nächte. Wir rollten durch düstere Straßen, unter Eisenbahnunterführungen hinweg, sahen die Schatten der kasernenartigen Häuser, gerieten in Slum-Gegenden und hatten in dieser Nacht nichts zu tun. Die Bronx hatte sich total verändert. Keine Schüsse, keine Schreie, keine Gewalt.

Trotzdem war es ein Klima zum Fürchten, und mehr als einmal rann mir ein kalter Schauer über den Rücken. Chet gab hin und wieder eine Meldung an das Revier durch und fragte jedesmal nach, ob dort alles in Ordnung sei.

Einmal hatte sogar Pick die Antwort gegeben. »Ja, hier ist alles okay. Was soll denn nicht stimmen?«

»Schon gut, Serg...«

Ich war das Schweigen leid. Zudem gefiel mir die Nacht nicht. Sie war zumindest anders oder ungewöhnlich. Einen äußeren Grund hatte ich dafür nicht entdecken können, vielleicht wußte ihn Chet, deshalb fragte ich ihn danach.

»Was ist los in der Bronx? Das ist ja wie im Sanatorium.«

Er hob die Schultern. »Es gibt manchmal Dinge, die muß man einfach hinnehmen, weil man sie anders nicht erklären kann. Dazu gehört diese Nacht.«

»Die so harmlos ist?«

Er schaute mich kurz an. Sein Gesicht wirkte noch dunkler. Ich sah das Weiße in seinen Augen, auch die Zähne schimmerten hell, als er die Lippen auseinanderzog. »Manchmal sind die harmlosen Nächte gerade die gefährlichsten.«

»Glaubst du daran, daß sich etwas zusammenbraut?«

»Kann sein.«

»Was denn?«

Er fuhr plötzlich rechts heran und stoppte neben einer beschmierten Plakatwand. Über uns befanden sich die Bahngleise. Niemand hielt sich auf der Straße auf. Selbst streunende Katzen oder Hunde hatten sich verzogen, als wäre ihnen diese Welt zuwider. Daß Chet sein Schweigen gebrochen hatte, mußte einen Grund haben. Ich wartete gespannt auf seine Erklärung. Die ließ nicht lange auf sich warten. Jedes Wort begleitete er mit Handbewegungen, um die Sätze noch zu unterstreichen.

»Daß du aus London kommst, Sinclair, ist mir egal. Daß du hier bist, daran kann ich nichts ändern. Daß man dich mir zugeteilt hat, dazu konnte ich auch nichts. Ich hätte es abgelehnt, glaub mir. Aber eines ist sicher. Ich bin hier der Boß.«

»Habe ich dich denn kritisiert?«

»Nein, aber du hast Fragen gestellt.«

»Das ist doch wohl natürlich.«

»Klar, sehe ich auch ein, Baby.« Er tätschelte meine Wangen. Seine Handflächen waren feucht und kalt. »Aber jetzt wirst du keine Fragen mehr stellen und nur noch das tun, was ich dir sage. Hast du verstanden, Sinclair?«

»Sicher.«

»Dann steig aus und warte auf mich.«

Ich war überrascht. »Hier und jetzt?«

»Klar.«

»Und du?«

»Keine Fragen, habe ich gesagt.«

Ich schaute ihn an. Dabei fraßen sich unsere Blicke praktisch ineinander. Er hatte etwas zu verbergen, das wußte ich inzwischen. Mit dem Mann stimmte etwas nicht. Äußerlich gab er sich ruhig, innerlich war er aufgewühlt und nervös.

»Es hängt mit diesem Haus zusammen, nicht?«

»Keine Fragen!«

»Ich steige nicht aus!«

Seine Wangenmuskeln arbeiteten. »Dann muß ich dich zwingen, Sinclair. Du wirst mich allein weiterfahren lassen. Ich muß etwas erledigen. Diese Nacht ist eine andere, das spüre ich.«

»Hängt es mit den Vampiren zusammen?«

Diesmal bekam ich keine barsche Antwort. Dafür duckte sich Zingara, als hätte er einen Hieb von mir bekommen. Seine linke Hand ballte sich zur Faust.

»Vampire!« flüsterte er. »Verdammt, Sinclair, was weißt du darüber?«

»Vielleicht mehr, als du denkst.«

»Und?«

»Ich kenne die Blutsauger.«

Er wollte grinsen, aber dieses Lächeln gefror auf seinen Lippen. »Du willst die Vampire kennen?« höhnte er.

»Wenn ich es dir sage.«

Er überlegte, schaute mir in die Augen, und ich bewegte ruhig meine Fland. Die beiden oberen Knöpfe der Jacke öffnete ich und griff unter mein Hemd.

Chet Zingara beobachtete mich. Er sah zu, wie ich mein Kreuz hervorholte und es auf die offene Handfläche legte. »Da, schau es dir an!«

Er senkte den Blick. »Verdammt, das ist ja...«

Ich nickte. »Ein Kreuz. Und es besteht aus geweihtem Silber. Wenn

du etwas über Vampire weißt, wirst du auch wissen, daß es...«

Er schaute aus dem Fenster und drehte sich dabei ab. Ich hatte vorhin schon gespürt, daß etwas mit ihm nicht stimmte. Seine Handflächen waren mir so kalt vorgekommen. Plötzlich riß er den Wagenschlag auf. Er war nicht mehr angeschnallt. Bevor ich noch zugreifen konnte, hatte sich Chet bereits aus dem Patrol Car gerollt. Er landete auf der Straße, sprang hoch und rannte davon.

Vor der Kühlerschnauze sah ich ihn in der Dunkelheit verschwinden. Ich vernahm nur mehr seine hallenden Schritte, die allmählich leiser wurden. Weshalb war er verschwunden? Hatte ich es mit einem Vampir zu tun? Daran wollte ich nicht glauben, er hätte sich sonst noch abwehrender und ängstlicher benommen.

Warum aber die Flucht?

Ich dachte darüber nach, als ich mich an die Verfolgung machte. Diese Gegend besaß tausend Augen, wahrscheinlich würden wir, wenn wir zurückkamen, nur mehr die Karosserie des Fahrzeugs vorfinden. Alles andere war dann abmontiert und gestohlen worden. Ich kannte den Namen der Straße nicht, aber sie gehörte zu den typischen Bronx Roads. Leer und trotzdem mit einem geheimnisvollen geisterhaften Leben gefüllt, das sich hinter den Fassaden der Blocks abspielte, die als kastenartige Schatten in die Höhe wuchsen. Ich hielt mich auf der Straßenmitte, die nie glatt war. An zahlreichen Stellen war der Belag aufgerissen. Schlaglöcher und Querrillen behinderten meinen Lauf. Ich sprang über die Hindernisse hinweg, schaffte es aber nicht, aufzuholen. Dann war Chet Zingara verschwunden. Er mußte sich in einem der Häuser versteckt halten oder war bis zu seinem ursprünglichen Ziel gelaufen, von dem wir ja nicht mehr weit entfernt waren.

Vor mir sah ich das Licht.

Es schimmerte dort, wo die Straße vor einem Haus endete. Ich

wunderte mich, daß dort noch eine Laterne brannte.

War das Chets Ziel gewesen?

Da mir keine anderen Möglichkeiten blieben, ging ich davon aus und rannte weiter.

Vor dem Haus standen einige Fahrzeuge. Alte Kisten, die kaum jemand mehr stehlen würde. Nun erkannte ich auch, daß nicht nur ein Licht brannte. Mehrere der zahlreichen Fenster waren erleuchtet. Dieses Gebäude zählte mit seinen sechs Stockwerken nicht zu den Hochhäusern. Es war ein Backsteinbau der frühen vierziger Jahre. Zudem war es noch nicht völlig verslumpt. Eine sehr breite Tür sah ich. Sie war in eine Nische gebaut worden und besaß zahlreiche Macken, die wahrscheinlich von Schlägen oder Stichen herrührten. War das Zingaras Ziel gewesen?

Ich lehnte mich keuchend an die Tür und entdeckte ein großes Klingelbrett.

Licht gab es nicht. Ich hakte meine Lampe ab und leuchtete das Schild an.

Es waren noch einige Namen gut lesbar. Unter anderem auch ein ganz bestimmter.

ZINGARA

Und das im vierten Stock.

Jetzt kannte ich das Ziel meines Kollegen, wußte aber nicht, ob er hier wohnte oder seine Verwandten?

Mein Finger wollte sich schon auf den grauen Knopf der Klingel legen, als ich im letzten Augenblick zurückzuckte.

Nein, nicht auf die offizielle Art und Weise. Ich mußte anders ins Haus!

Die Tür war verschlossen, das Schloß sah mir auch ziemlich stabil aus, ich wollte es nicht aufschließen, höchstens im Notfall, aber ich war gesehen worden.

Bestimmt hätte man mich als Zivilist nicht angesprochen, doch

einem Cop konnte man noch einigermaßen trauen.

Neben der Haustür wurde ein Fenster geöffnet. »Wollen Sie rein?« Die Frau sprach mit einer krächzender Stimme.

»Ja, ich suche Chet!«

»Der hat einen Schlüssel.«

»Ich weiß, aber ich brauche ihn. Bitte, öffnen Sie!«

»Okay, aber nur, weil ich Chet leiden mag.« Ein summendes Geräusch erklang. Ich mußte mich regelrecht gegen die Tür stemmen, so schwer war sie.

Die Frau war aus der Wohnung gekommen. Sie trug ein Kittelkleid und eine Strickjacke darüber.

»Funktioniert der Lift?« fragte ich.

»Ja — meistens.«

Ich riskierte es, riß die Tür auf und betrat den Gitterkäfig. Zum Glück war die Leiste noch in Ordnung. Als ich drückte, schüttelte sich die Kabine, bevor sie sich fast widerwillig in Bewegung setzte, verfolgt von den Blicken der Frau, die mir geöffnet hatte.

Leichte Schweißausbrüche ließen sich auf der Fahrt in den vierten Stock nicht vermeiden, denn hin und wieder rechnete ich damit, daß die Kabine ihre Fahrt unterbrechen würde.

Das geschah zum Glück nicht.

So erreichte ich den vierten Stock.

Als ich ausstieg, wäre ich fast über die Beine eines Jugendlichen gestolpert, der im Gang saß und mit dem Rücken gegen die Wand lehnte. Er sah mich nicht, denn er schlief. Eine Flasche mit Gin hielt er umklammert wie einen kostbaren Schatz. Der von ihm ausgehende Fuselgestank verlieh dem Flur Kneipenatmosphäre.

Ein düsterer langer Schlauch. Irgendwo befand dich der Lichtschalter, den ich drehen mußte.

Von den vier Lampen wurden zwei hell. Ich schaute auf zahlreiche Türen, die zu beiden Seiten abzweigten. Wo die Zingaras lebten, war

mir unbekannt.

So schritt ich die Türen ab.

Bei der dritten hatte ich Glück. Der Name Zingara war auf einem Schild zu lesen. Ich lauschte.

In der Wohnung war es still. Das gefiel mir nicht. Es konnte auch eine unnatürliche Ruhe sein, und ich wollte mein Ohr schon wieder vom Holz nehmen, als ich einen schluchzenden Schrei vernahm. Dem Klang nach zu urteilen, mußte ihn Chet ausgestoßen haben.

Steckte er in Schwierigkeiten? Wenn ja, durfte ich mir keine Zeit mehr lassen. Da gab es nur eine Chance. Die Tür auframmen. Drei Schritte trat ich zurück. Das übliche Spiel sollte beginnen, das man auch so oft im Kino sah. Es begann nicht.

Urplötzlich wurde die Tür von innen aufgerissen. Chet Zingara stand auf der Schwelle. Seine Uniform bestand nurnoch aus Fetzen. Blut lief in schmalen Streifen über sein Gesicht. Er hatte den Mund geöffnet, Speichel rann über die Lippe, und er machte den Eindruck eines Menschen, der seine Umgebung überhaupt nicht wahrnahm. Als ich ihn packte, schüttelte und ihm Fragen stellte, bekam ich keine Antwort.

Die holte ich mir selbst.

Ich drückte mich an ihm vorbei in die Wohnung. Der Flur war sehr kurz. Die Tür an seinem Ende stand offen. Sie führte in einen Wohnraum, der mit alten Möbeln eingerichtet war.

Couch, Tisch, Sessel. TV, der Schrank, die zahlreichen Figuren und Deckchen, die nach meinem Geschmack reiner Kitsch waren, interessierten mich nicht.

Wichtig waren die beiden Schaukelstühle. In ihnen saßen zwei Frauen. Eine jüngere und eine ältere. Beide trugen helle Kleidung, die Blutflecken zeigte. Die Haare der jüngeren standen sperrig wie Matratzengras auf ihrem Kopf. Sie hatte die Hände erhoben und die Finger mit den langen Nägeln gebogen.

Die ältere Frau grinste mich an. Ihr graues Haar war glatt gekämmt, die Haut faltig.

Beide aber hatten eines gemeinsam.

Sie waren Vampire!

In diesen Momenten, in denen ich die gesamte grausame Wahrheit erfuhr, tat ich nichts. Ich blieb stehen und starrte die beiden an. Sie saßen in ihren Stühlen, schaukelten vor und zurück, dieser Rhythmus ließ sich nicht stoppen, denn keine von ihnen traf Anstalten, die Sitzgelegenheit anzuhalten. Ich dachte an den Namen Zingara und daran, daß Chet wie ein Wilder in dieses Haus und die Wohnung gestürmt war. Den Grund kannte ich nun. Hier wohnte seine Familie. Ich hörte ihn hinter mir. Die Beretta hatte ich noch stecken gelassen. Meine rechte Hand umklammerte das Kreuz in der Tasche der Uniformjacke. Daß ich die beiden vernichten mußte, war klar. Trotzdem konnte ich nicht so einfach schießen, denn Chet besaß ein Recht auf eine Erklärung. Er hatte neben mir gestoppt und griff auch an mir vorbei. An der Türkante stemmte er sich ab.

»Jetzt weißt du Bescheid!« keuchte er. »Ja, und es ist gut so.«

Ich hörte ihn weinen und gleichzeitig Atem holen. »Ich wußte Bescheid. Ich habe es seit der gestrigen Nacht gewußt und sie eingeschlossen. Ich wollte zu ihnen, um alles rückgängig zu machen. Aber sie griffen mich an. Sie wollten mein Blut, verstehst du das?«

»Es sind Vampire!«

»Verflucht, das weiß ich selbst, aber es reicht mir nicht als Erklärung, zum Teufel!«

»Weshalb nicht?«

»Weil... weil... sie zwar anders sind, aber wir... meine Güte, es ist meine Mutter und meine Schwester. Kannst du dir vorstellen, daß sie mich aussaugen wollten? Wir haben gekämpft. Sie zogen mir ihre verfluchten Fingernägel durch das Gesicht, so daß ich anfang zu bluten. Sie waren irre. Sie rochen das Blut und kannten keine

Gnade.«

»Man muß sie töten!« erklärte ich hart. »Willst du es tun?«

»Ja.«

»Nein, bitte nicht. Meine Mutter...«

»Doch, Chet, ich muß!«

In diesem Falle hatte ich sogar die Frau eines Freundes töten müssen, weil sie eine Blutsaugerin geworden war.

Marie Marek hatte die Frau geheißt. Ihr war die geweihte Silberkugel nicht erspart geblieben. Auch hier konnte ich nicht anders handeln.

»Gibt es denn keine Chance?« fragte Chet. Er faßte mich an und zog mich herum.

»Nein, keine!«

Wieder schauten wir uns ins Gesicht. Er hatte sich das Blut von der Haut wischen wollen, es aber nur mehr verschmiert. Dann nickte er zum Zeichen der Aufgabe, bis er mir plötzlich die Faust in den Magen stieß und mich mit dieser Attacke völlig überraschte.

Ich fiel gegen den Türpfosten, machte die Bahn für ihn frei, hatte Schwierigkeiten mit der Atmung und hörte das Schreien meines dunkelhäutigen Kollegen.

»Mutter!« brüllte er. »Mutter! Ich lasse dich nicht töten. Nein, du wirst leben... Ich bringe dich hier weg...!«

Er ahnte nicht, daß er genau in sein Verderben rannte, denn Blutsauger kennen keine verwandtschaftlichen Gefühle mehr. Ihnen ging es nur um das Blut der Menschen...

Suko wußte nicht, daß es sich bei der Gestalt aus dem Sarg um die Frau seines »Chefs« handelte, für ihn al ein zählte die Behinderung, denn die Blutsaugerin hatte es tatsächlich geschafft, ihn zu Boden zu schleudern und war dabei, sich auf den Inspektor zu werfen.

Wayne Mandell aber war so überrascht worden, daß er sich nicht

rühren konnte. Er stand an der Tür und starrte in den Raum, in dem sich früher die Angehörigen der Toten versammelt hatten, um der Predigt eines Pfarrers zu lauschen.

Elektrisches Licht brannte nicht. Wahrscheinlich waren die sechs Kerzen von den Blutsaugern angezündet worden. Ihre Flammen verbeugten sich im Windzug, der aus dem Freien in den Raum hineinblies. Endlich setzte sich Mandell in Bewegung. Erging mit steifen Schritten. Es kümmerte ihn nicht, was Suko tat.

Zwei Dinge hatte er entdeckt.

Einmal waren zwei Patrol Cars gestartet und weggefahren, zum anderen war noch ein Sarg belegt. Und aus ihm kletterte ein Polizist. Einer von Mandells Kollegen schob sich hervor. Er trug sogar noch die Uniform und sogar seine Mütze.

Unter dem gebogenen Schirm war das Gesicht eine bleiche Masse, in der selbst die Lippen kaum auffielen.

Und Mandell fühlte sich vom Blick dieser Gestalt wie hypnotisiert. Er ging auf sie zu und sprach den Blutsauger sogar mit seinem Namen an. »Hi, Willy, wie geht es dir?« Der andere gab keine Antwort. Erlegte seine bleichen Hände auf die Ränder der Totenkiste und stemmte sich in die Flöhe. Sehr langsam, als wollte er jede Bewegung genießen. In der Zwischenzeit kämpfte Suko gegen den weiblichen Vampir. Manchmal ist es wie verhext. Normalerweise war eine solche Gestalt für Suko kein Gegner, aber dieses blutgierige Wesen hatte es geschafft, den Inspektor rücklings gegen den Boden zu drücken, so daß es Suko nicht möglich war, seine Waffe zu ziehen. Er mußte sich auf seine Körperkräfte verlassen.

So stark Suko auch war, eine Höllenbraut wie die Vampirin war einem Menschen immer überlegen. Zudem würde sie nicht schlapp werden, die steckte jeden Tritt weg.

Es kam Suko darauf an, sie auf Distanz zu halten. Das schaffte er auch. Er hatte sein rechtes Bein anwinkeln können und rammte einige

Male hintereinander das Knie vor.

Die Blutsaugerin wurde mehrmals durchgeschüttelt. Ihr Kopf pendelte, sie drückte sich aber immer wieder vor.

Bis es Suko gelang, seinen Schädel gegen ihre Brust zu rammen. Er spürte zwar selbst die Schmerzen, aber er hatte Glück. Dieser letzte Stoß reichte aus, um die Umklammerung zu lösen.

Die Vampirin flog zurück. Sie ruderte dabei mit den Armen, verlor den Halt und krachte genau mit dem Rücken auf die Kante eines deckellosten Sargs.

Ein Mensch wäre nicht mehr aufgestanden. Sie aber kam hoch. Zwar gekrümmt und mit Schwierigkeiten bei der Haltung, aber sie ging auf Suko zu.

Der zog sich etwas zurück. Nicht etwa aus Feigheit, er brauchte nur einige Sekunden Zeit, um seine Dämonenpeitsche ziehen zu können, mit der er einen Kreis über den Boden schlug.

Die drei Riemen rutschten hervor.

Er besaß auch die Nerven, an der Blutsaugerin vorbei, auf seinen Kollegen zu schauen.

Der lief auf einen zweiten Vampir zu. Dieser erwartete ihn regelrecht. Wayne traf keinerlei Anstalten, der Bestie aus dem Weg zu gehen. Es sah so aus, als würde er von ihr magisch angezogen. Suko beeilte sich. Er sprang seiner Feindin entgegen und schlug von der Seite her zu.

Die Riemen klatschten gegen den Körper, sie umwickelten ihn sogar, als wollten sie ihn fesseln wie einen Schinken. Und mit einem heftigen Zug riß der Inspektor der Bestie die Beine weg. Noch in die drei Peitschenschnüre gewickelt, krachte sie zu Boden und ließ gellende Schreie hören, die schaurig durch die Halle hallten. Der Chinese ließ den Peitschengriff los und griff zur Beretta. Ersah auch seinen Kollegen in höchster Gefahr. Dem Vampir war es bereits gelungen, Mandell zu packen.

Der sprach sogar mit ihm, während sich sein Gesicht verzerrt hatte.

»Willy, verflucht, du kannst nicht...« Willy fauchte nur. In das Fauchen hinein krachte der Schuß.

Die Kugel traf haargenau. Sie riß den anderen herum. Der Kopf hatte zudem einen Hieb bekommen, als sollte er abgerissen werden, und Willy taumelte auf weichen Knien zur Seite, kippte über seinen Sarg und krachte darauf.

Dort verging er auch.

Wayne Mandell stand auf dem Fleck und stierte ins Leere. Dabei schüttelte er den Kopf. Was er in den letzten Sekunden erlebt hatte, konnte er weder fassen noch begreifen. Es war für ihn ein Trauma, ein verzweifelter Alptraum, ein Druck, und er hob im Zeitlupentempo seine Hand, um die Fingerkuppen über die Halsseite gleiten zu lassen.

»Da ist nichts«, sagte Suko. »Er hat es nicht geschafft, dich zu beißen!«

Wayne ließ die Hand sinken. Erst jetzt bemerkte er den Chinesen, der seine Waffe weggesteckt hatte.

»Du hast ihn getötet!«

»Ja, mit einer geweihten Silberkugel!«

»Er wollte mein Blut!« hauchte Wayne.

»Sicher.«

»Und damit hatten wir recht. Die Vampir-Cops haben sich tatsächlich hier getroffen. Weshalb?«

»Keine Ahnung, Wayne. Aber Friedhöfe sind für Vampire ideal. Das solltest du auch wissen.«

Mandell nickte. Dann setzte er sich in Bewegung und lief auf die Frau zu, die über den Sarg gefallen war. Suko hatte seine Peitsche wieder eingesteckt. Wo die Blutsaugerin getroffen worden war, zeichneten sich auf der Haut Spuren ab.

Der Inspektor ließ seinen neuen Kollegen zunächst in Ruhe.

Mandell mußte erst wieder zu sich selbst finden. Und auch als er sprach, redete er mehr mit sich selbst. »Ich habe immer davon gehört, daß Vampire zu Staub zerfallen. Hier ist es nicht der Fall.« Er schielte den Chinesen schräg von der Seite her an. »Waren das keine echten Vampire?«

»Schon.«

»Dann müßten sie...«

»Nein, sie müßten nicht. Wenn jemand noch nicht lange ein Vampir war, zerfällt er nicht zu Staub. Dann wird er praktisch erlöst, und vor uns liegt ein normaler Toter, der auch ein christliches Begräbnis bekommen kann.«

»Deshalb also.«

Suko machte sich daran, alle Särge zu untersuchen. Er leuchtete in jeden hinein und fand keinen weiteren Blutsauger mehr. Die dunklen Totenkisten waren leer.

»Sie sind gefahren!« sagte Mandell leise. »Mit zwei Wagen konnten sie flüchten.«

Suko nickte. Er sah, daß sein Kollege noch etwas sagen wollte. Mandell nahm die Mütze ab und wischte über seine Stirn. Er schwitzte stark, selbst das Haar glänzte.

»Was ist noch?«

»Ich... ich kannte beide. Der eine war ein Kollege. Willy hieß er. Er hatte sich einige Tage Urlaub genommen, und jetzt ist er tot.« Mandell schüttelte den Kopf, weil er es immer noch nicht begreifen konnte.

»Hast du andere Kollegen erkannt, die mit den beiden Wagen weggefahren sind?«

»Nein.«

»Und auch ihre Zahl weißt du nicht genau?«

»Die können von den verschiedenen Schichten sein oder frei haben.«

Suko kam noch auf etwas zurück. »Kannstest du die Frau?«
Mandell nickte. Er preßte dabei hart die Lippen zusammen.
»Raus mit der Sprache!« forderte Suko. »Wer war sie?«
»Ellen Ralston!«

»Was?« Suko trat einen hastigen Schritt zurück. Man konnte ihn nicht so leicht überraschen, aber diese Identifikation haute ihn fast von den Beinen. »Ellen Ralston, die Gattin des Lieutenant?«
»Leider.«

Prustend atmete Suko aus. Dabei drehten sich schon seine Gedanken, und erfragte sich, in welches Wespennest sie hier gestochen hatten. Wer gehörte noch zu den Blutsaugern.

Da waren vielleicht nicht nur die Polizisten, auch deren Angehörige.

»Es ist schlimm, nicht?« fragte Wayne.

»Das kannst du wohl laut sagen«, erwiderte Suko krächzend. »Ich finde, wir sollten so schnell wie möglich ins Revier zurückfahren.«

»Und was sollen wir dort?«

»Wir brauchen eine Zentrale. Zudem muß das FBI verständigt werden. Captain Hamilton sitzt ebenfalls in Bereitschaft. Ich glaube fest daran, daß die nächsten Stunden zu einer rabenschwarzen Nacht werden. Zu einer Nacht der Blutsauger.«

»Das wäre grauenvoll.«

»Es ist aber so«, erklärte der Inspektor. »Hier hatten sie einen idealen Treffpunkt. Alte Friedhöfe wirken selbst auf manche Gangster noch unheimlich. Sie konnten sich hier versammeln und ihre Pläne besprechen.«

»Welche könnten das gewesen sein?«

Der Chinese lachte kratzig. »Wenn ich das mal wüßte. Vampire brauchen Blut, das werden sie sich holen. Wir müssen von der Tatsache ausgehen, daß in dieser Riesenstadt New York zwei Streifenwagen unterwegs sind, in denen als Polizisten verkleidete

Blutsauger sitzen. Kannst du dir ausmalen, was das bedeutet.«

»So ungefähr.«

»Nein, mein Lieber. Nicht ungefähr, sondern ganz konkret. In einer Polizeiuniform können sie überall hingehen. Da öffnet sich ihnen Tür und Tor. Sie werden nirgends Schwierigkeiten haben...«

»Das stimmt.«

»Ich bin kein ängstlicher Mensch, Wayne, aber hier könnte ich es werden.«

»Du hast noch eines vergessen. Dieser Mazara muß die treibende Kraft gewesen sein. Von ihm haben wir bisher nichts gesehen. Wenn er erscheint, wird er uns ebenfalls Sorgen bereiten.«

»Da gebe ich dir recht.«

»Und wo sollen wir ihn suchen?«

»Keine Ahnung, mein Lieber. Vielleicht führen uns die Vampire auf seine Spur.« Nicht eine Sekunde länger wollte sich der Inspektor in der Leichenhalle aufhalten.

Sie hatten anderes zu tun.

Auf dem Friedhof traf sie der kalte Wind. Er bewegte die dünnen Zweige, so daß diese vibrierende Schatten auf den dunklen Untergrund warfen. Schräg hinter den Bäumen stand hoch am nachtfinsternen Himmel der bleiche Mondkreis.

Vampirwetter...

Ich hatte unter dem Treffer zu leiden. Die Faust war mir in den Magen gefahren und hatte eine empfindliche Stelle getroffen, die sich ausbreitete, immer dicker wurde, mir die Luft raubte und meiner Kehle entgegenwanderte. Ein würgendes Gefühl durchströmte mich. Ich taumelte in die Diele hinein, konnte auch nicht richtig klar schauen, weil ein Schleier vor meinen Augen lag.

Ich hatte an der Wand meinen Halt gefunden und mich mit dem Rücken dagegengedrückt. Dabei wußte ich, daß ich mir keine

Schwäche leisten konnte, so etwas nutzten Vampire gnadenlos aus.

Wie auch hier.

Ich hörte eine kommen. Es war die jüngere, die Tochter mit der Matratzengras-Frisur. Das lange, weiße Kleid umflatterte ihren Körper. Sie hielt den Mund offen, ihre weißen Vampirzähne leuchteten, und die Lippen zitterten.

In der Türöffnung stehend traf sie die ganze Wucht der geballten Weißen Magie.

Ich hatte ihr mein Kreuz entgegengeschleudert und sie in Höhe der Brust getroffen. Zudem machte sie noch den Fehler, instinktiv zuzugreifen und das Kreuz zu halten.

Als sie es mit beiden Händen festhielt, hörte ich es zischen. Das Fleisch verbrannte! Grauer Rauch stieg zwischen den Fingern hoch, die Vampirin selbst stieß irre Schreie aus, als sie zurück in den Raum taumelte und dort auf den Rücken fiel.

Ich brauchte mich nicht mehr um sie zu kümmern, dafür um einen anderen. Chet Zingara würde es nicht so einfach haben, das war mir klar. Zudem besaß er keine Waffen, die er gegen Blutsauger einsetzen konnte. Bleikugeln halfen da nichts.

Ich »kroch« in den Raum. Die Nachwirkungen des Treffers hatte ich noch immer nicht verdaut. Aus diesem Grunde ging ich auch so gebückt, atmete durch den offenen Mund und schaffte es noch immer nicht, die Schleier vor meinen Augen zu verreiben.

Ich hatte zudem das Gefühl, etwas über dem Boden zu schweben, dennoch gelang es mir, die schlimme Szene zu sehen, die sich vor meinen Augen abspielte.

Die Mutter hatte ihren Sohn gepackt!

Beide lagen ineinanderverkrallt neben dem wippenden Korbessel auf dem Boden. Die Blutsaugerin versuchte, ihre Zähne in den Hals des Mannes zu schlagen, der aufkeuchte, gleichzeitig stöhnte und sich auf die Seite drehte. Seine Mutter rollte auf ihn. Ihr Kopf zuckte

einmal vor, unter ihr wollte sich Chet aufbäumen, das gelang ihm nicht mehr, weil ihn das Gewicht der Vampirin zu Boden drückte.

Diese Szene konnte ich noch sehen, als ich stehenblieb und mit der Beretta schräg nach unten zielte.

Ein Schuß reichte aus.

Sie war nicht zu verfehlen. Die Kugel hatte sie tödlich getroffen und sie gleichzeitig von ihrem schrecklichen Dasein erlöst. Ich wollte nicht zuschauen, was geschah, bückte mich nur und schleifte die Frau zur Seite, bevor ich mich um ihre Tochter kümmerte.

Sie hatte sich nicht gedreht und lag noch immer auf dem Rücken, beide Hände in Höhe der Gürtellinie um das Kreuz verschränkt. Nein, die Hände waren kaum noch vorhanden. Sie hatten sich aufgelöst. Verbrannte Klauen umschlossen mein Kruzifix, das ich ihr abnahm und einsteckte.

Langsam drehte ich mich um. Mein Blick schweifte durch das Zimmer. Ich sah eine zweite Tür, öffnete sie, betrat ein schlicht eingerichtetes Bad mit einer Sitzbadewanne und sah mich selbst in einem fast blinden Spiegel.

Kein weiterer Blutsauger lauerte mehr auf mich. Erst dann schaute ich nach Chet Zingara. Auch er lag noch.

Ich hörte ihn jammern, umrundete den Schaukelstuhl und schaute auf ihn nieder.

Unsere Blicke trafen sich. Angst flackerte in seinen Augen. Er bewegte die spröden Lippen. »Meine Mutter!« ächzte er. »Meine eigene Mutter wollte mich beißen...«

Ich gab ihm keine Antwort, denn mir war aufgefallen, daß aus einer Wunde an seiner rechten Halsseite dunkles Blut quoll. Selbst hatte er sich diese Verletzungen sicherlich nicht beigebracht, er war gebissen worden.

Dann konnte es sein, daß er ebenfalls zu einem Vampir wurde. Als ich mich zu ihm hinabbückte, wollte er etwas sagen. Ich schüttelte

nur den Kopf, er hielt den Mund, und ich untersuchte seine linke Halsseite.

Mit einem Taschentuch wischte ich das Blut weg und schaute mir die Einstiche an. Gütiger Himmel, hatte dieser Mann ein Glück gehabt! Er war von den beiden Vampirzähnen gebissen worden, aber die Spitzen waren nicht tief in den Hals gedrungen. Sie waren an ihm entlanggefahren und hatten Schrammen auf der Haut hinterlassen.

»Du hast es überstanden, Chet«, sagte ich.

Er blickte durch mich hindurch. Seine Gedanken drehten sich um den Angriff der Vampirin. »Die eigene Mutter!« hauchte er. »Die eigene Mutter wollte mich zu einem Blutsauger machen. Sie, die mich geboren hat. Mein Gott, das ist...«

Ich ließ ihn weinen, zog ihn aber hoch und setzte ihn in den Schaukelstuhl. Dort sollte er zunächst einmal bleiben und sich erholen. Ich ging derweil durch den kurzen Flur. An der offenen Tür drängten sich die Neugierigen.

Die Kampfgeräusche und der Schuß waren gehört worden. Die Polizei hatte keiner alarmiert, die war ja da, und zahlreiche Augenpaare starrten auf meine Uniform.

»Es ist alles okay«, sagte ich, bevor ich die Tür vor ihrer Nase zuzog.

»Es ist alles okay.«

Danach ging ich wieder zurück.

Chet Zingara hing im wippenden Schaukelstuhl. Ich mußte ihm zweimal die gleiche Frage stellen, bevor er mir sagte, wo ich den Whisky fand. Im toten Winkel der Tür stand eine kleine Kochplatte. Daneben ein weißlackierter Kunststoffschränk. Ich öffnete die hohe Tür und fand die zu einem Drittel gefüllte Flasche im obersten Regalfach. Ein Glas stand daneben. Der Doppelte würde Chet vielleicht auf die Beine helfen.

Als ich ihm das Glas in die Hand drückte, schaute er mich dankbar

an. Dann trank er.

Viel Zeit hatte ich nicht. Diese Nacht war eine besondere. Da stand der Vollmond hell, klar und kalt am Himmel. Er sorgte für das nötige Vampirwetter, das die Bestien für ihre Bluttaten benötigten. Ein dumpfes Geräusch schreckte mich hoch. Das leere Glas war Chet aus der Hand gerutscht und auf den Holzboden gefallen, aber nicht zerbrochen. Meiner Ansicht nach hatte er viel mehr gewußt. Nicht umsonst war er zu diesem Haus gefahren.

Auch ein dunkelhäutiges Gesicht kann blaß werden. Nur anders als bei einem Weißen. Da sieht die Haut dann grau aus, als hätte man sie mit Asche eingerieben.

Ich nickte ihm zu. »Geht es dir wieder besser?« fragte ich ihn.

»Leidlich.«

»Und du kannst auch Fragen beantworten?«

»Ich versuche es.«

»Okay, Chet, alles klar. Du bist nicht ohne Grund hierhergekommen. Wußtest du Bescheid?«

Er schluckte, bewegte seine Hände und wischte das Blut an der Uniformhose ab. »Ich... ich ahnte etwas.«

»Daß deine Mutter und deine Schwester zu Blutsaugern geworden waren?«

»Ja, so ähnlich.«

»Was war der Grund?«

»Meine Schwester hieß Rose. Sie... sie war mit einem Kollegen von mir befreundet. Er hat sich sehr um sie gekümmert. Sie waren oft zusammen, dann verschwand der Kollege plötzlich für einige Tage. Als er zurückkam, wollte er nur noch Nachtschicht machen. Ich hörte zufällig, daß es Vampire geben sollte. Man hatte den Fall der beiden toten Kollegen zwar geheimhalten wollen, so ganz war es nicht gelungen. Mein Freund benahm sich auch so komisch. Ich habe auch mit Rose darüber gesprochen. Sie war der gleichen Meinung. Ich riet

ihr, Schluß zu machen. Das hatte sie auch an diesem Abend gewollt. Er hatte sich mit ihr in der Wohnung verabredet. Und er ist dagewesen. Wir kamen zu spät.« Chet begann zu weinen. Dabei schüttelte es ihn. »Es... es ist allein meine Schuld. Ich hätte früher hinfahren sollen, nein, wir...«

»Du hast mir nichts gesagt!«

Er lachte bitter. »Was hätte ich dir, einem Fremden, denn alles erklären sollen?«

»Sorry, wahrscheinlich hätte ich an deiner Stelle nicht anders gehandelt.« Ich legte meine Stirn in Falten. »Wir müssen nun davon ausgehen, daß es die Blutsauger tatsächlich gibt. Leider wissen wir nicht, in welcher Zahl sie herumlaufen?«

Ich hatte ihn fragend angesehen, und Chet nickte. »Das kann ich dir auch nicht sagen.«

»Und auch wohl nicht, was sie für Pläne verfolgen?«

»Nein.«

»Jedenfalls werden sie Blut brauchen. Jeder New Yorker kann zu einem Vampiropfer werden.«

»Ich weiß.«

Allmählich bekam ich auch das Hosenflattern. Die Vorstellung, New York von Vampiren überschwemmt zu wissen, zerrte an meinen Nerven. Wenn sie hineinstachen in die Ghettos und die Slums oder am Times Square auf ahnungslose Opfer lauerten, zubissen und dann verschwanden, um sich einem nächsten Opfer zuzuwenden, das alles trieb mir den kalten Angstschweiß auf die Haut.

»Du denkst ähnlich wie ich?« fragte Chet.

Ich nickte. »Was können wir tun?«

»Verdammt wenig, mein Junge, verdammt wenig. Es müßte uns gelingen, sie schon jetzt zu stoppen, aber wo halten sie sich auf? Wer zählt alles zu ihnen? Sind es drei, vier oder zehn Cops, die sich zu einer Vampir-Polizei formiert haben?«

»Da fragst du mich zuviel.«

Ich hatte, bevor ich auf dem Revier meinen Dienst antrat, von Captain Hamilton eine Telefonnummer bekommen, unter der ich ihn Tag und Nacht erreichen konnte. Hamilton saß gewissermaßen Gewehr bei Fuß und wartete auf meinen Anruf.

Jetzt war es soweit.

Ich fand das Telefon neben der Glotze. Es besaß noch eine altmodische Wählscheibe und eine Gabel.

Es dauerte etwas, bis ich die achtestellige Nummer gewählt hatte, aber Hamilton schien tatsächlich neben dem Apparat gelauert zu haben, denn er hob sofort ab.

»Sinclair!«

»Ah, John...« Er sprach sehr laut, ich mußte den Hörer ein wenig vom Ohr halten. »Es ist soweit, Captain!«

»Reden Sie!«

Ich berichtete ihm von unseren Erlebnissen. Er hörte schweigend zu. Als ich mit meiner Erzählung fertig war, vernahm ich das Stöhnen des Polizeioffiziers.

»Das kann doch nicht wahr sein.«

»Doch, Captain. Wir müssen damit rechnen, daß sich zahlreiche Vampire in New York herumtreiben.«

»Nur als Polizisten?«

»Wahrscheinlich.«

»Aber sicher sind Sie nicht?«

»Nein, Captain. Sie kennen sich doch ebenfalls aus. Vampire brauchen Blut. Sie haben es beim Vampir hier in Manhattan erlebt, der vor Jahren herumgeisterte. Sie wollen den Lebenssaft, nur so können sie auch überleben.«

»Ja, das sehe ich ein.« Hamilton sprach sehr langsam. Er überlegte wahrscheinlich, was er tun konnte. »Kennen Sie Namen, John?«

»Nein.«

»Jedes Revier hat Listen. Sie sollten zum Turm fahren und sich diese dort geben lassen. Zingara kennt sich aus, Pick ebenfalls. Die beiden müssen Sie unterstützen. Wir können erst eingreifen, wenn wir genau wissen, wer von unseren Leuten zu einem Wiedergänger geworden ist.«

Da hatte Hamilton recht. Er wollte allerdings schon eine Voralarmstufe geben und außerdem Abe Douglas vom FBI informieren. Wahrscheinlich mußten die G-men eingreifen.

»Hoffen wir, daß alles gut geht«, sagte er zum Abschluß. »Wie gesagt, Sie halten mich auf dem laufenden, John. Haben Sie sonst noch etwas auf dem Herzen?«

»Ja, Captain. Ich werde wahrscheinlich mit Ralston und Pick Schwierigkeiten bekommen. Die werden mir nicht glauben und lassen sich auch nicht ins Flandwerk pfuschen.«

»Ich kenne die beiden. In zwei Minuten werde ich ihnen gesagt haben, wie sie sich verhalten sollen.«

»Danke, Captain.«

Als ich auflegte, sah ich Chets erstauntes Geicht. »Für einen Fremden kennst du dich verdammt gut aus. Hamilton ist ein hohes Tier.«

»Ich weiß. Er hat mich auch hergeholt. Chet, unser Kommen hatte etwas mit den Vampiren zu tun. Das war kein kollegialer Besuch, um zu erforschen, wie ihr arbeitet.«

»Seid ihr Vampirkiller?«

»So etwas Ähnliches.«

Er hob die Schultern und stand auf. Die beiden Leichen betrachtete er mit scheuen Blicken. »Was geschieht mit ihnen?« fragte er leise.

»Wir werden sie später abholen lassen. Jetzt müssen wir uns auf die Vampirbrut konzentrieren.«

»Wo denn?«

Ich grinste ihn an. »Im Turm.«

Das wiederum verstand Chet nicht so recht. Ich würde ihm die Erklärungen später geben, jetzt drängte die Zeit...

Sie fuhren in Polizeiwagen, und sie sahen aus wie normale New Yorker Polizisten. Sie stammten aus allen Teilen des Landes, unter ihren Vorfahren hatte es Iren, Polen, Schwarze oder Mittelamerikaner gegeben. Eines aber hatte sie immer verbunden und die Rassenschränken überwunden. Die Uniform, auf die auch noch heute so mancher Polizist stolz ist. Nun gab es zwischen ihnen eine weitere Gemeinsamkeit. Sie waren Vampire!

Neun Blutsauger, die sich getroffen und dann auf zwei Wagen verteilt hatten.

Grauensvolle Wesen, mit aus den Oberkiefern wachsenden Zähnen, weiß-bleichen Gesichtern und hungrigen rot geäderten Augen. Die Wagen rollten über den Friedhof. Bei den Unebenheiten des Bodens wippten ihre langen Antennen, die hellen Kreise der Scheinwerfer sahen aus wie Glotzaugen, und die Lichtteppiche schwangen ebenfalls bei jeder Erschütterung mit.

Die Patrol Cars huschten durch die unheimliche Landschaft des Woodlan Cemetery. Vorbei an Grabsteinen, Kreuzen, Bäumen, Hecken und Büschen.

Verstecke für lichtscheues Gesindel, ein idealer Ort für Vampire, wenn die Kreuze nicht gewesen wären, die sie schnell hinter sich lassen wollten.

Im Scheinwerferlicht wirkte das Gitter des offenstehenden Tores wie ein kaltes Kunstwerk. Hintereinander fuhren die Wagen hindurch und verließen den Friedhof.

Sie passierten auch einen weiteren Streifenwagen, ohne auf ihn zu achten.

Schon bald erreichten sie die Kreuzung an der Gun Hill Road. Hier stoppten die beiden Wagen.

Manhattan lag praktisch vor ihnen. Sie brauchten nur mehr nach Süden zu fahren und rollten hinein in den Hexenkessel, in dem sich die Menschen drängten und sich gegen sie nicht wehren konnten. Das wollten sie nicht. Oder nicht sofort, denn sie warteten auf den, der sich dafür verantwortlich zeigte, daß sie zu Vampiren geworden waren. Mazara!

Erst wenn er sein jahrhundertealtes Grab verlassen hatte, würden sie, mit ihm an der Spitze, über New York herfallen und es in ihre Gewalt bringen. Von New York aus sollte die Welle der Blutsauger auch auf andere amerikanische Städte überschwappen.

So hatte Mazara es gewollt, und niemand konnte sie noch aufhalten. Sie schauten auf die Uhren.

Noch hatten sie Zeit.

Genau eine Stunde.

Dann war Mitternacht!

Unterwegs hatte ich versucht, mit Suko Verbindung aufzunehmen, doch sein Wagen war nicht besetzt. Beim drittenmal gab ich es auf.

»Die sind wahrscheinlich auf Einsatz«, sagte Chet.

»Das ist möglich.«

Die Bronx war noch immer ruhig. Nichts von dem, was wir in den vergangenen beiden Nächten erlebt hatten, passierte. Eine Ruhe vor dem berühmten Sturm.

Ich warf einen Blick auf die Uhr. Bis zur Tageswende hatten wir noch über eine Stunde Zeit. Mitternacht war eigentlich ihre Zeit. Da schlugen die Blutsauger zu, da verließen sie ihre Särge, um auf Jagd zu gehen. Die Lichtpflanzen unserer Scheinwerfer strichen durch eine triste, unheimlich wirkende Gegend. Da wuchsen keine Bäume mehr. Wo sie einmal gestanden hatten, lagen höchstens Schutthalden oder standen ausgeplünderte Autowracks.

Der rauhe Märzwind rüttelte an den nicht starr befestigten

Gegenständen, er spielte mit locker hängenden Laternenköpfen, deren Birnen längst gestohlen worden waren, und schob leere Blechdosen vor sich her, die als typischer Großstadt-Unrat über die manchmal vom Pflaster befreiten Straßen rollten.

Nur einmal sahen wir vier junge Leute. Sie rannten aus einem Haus und verschwanden Augenblicke später in einer schmalen Einfahrt, um im Dunkel unterzutauchen.

Darum kümmerten wir uns nicht.

Das Revier oder der Turm, wie er auch genannt wurde, stand wie eine Insel inmitten der kahlen und kargen Großstadtlandschaft. Hinter den Scheiben brannte Licht. Im Innern des Gebäudes herrschte Leben. Es paßte nicht in die triste Bronx-Landschaft.

Chet Zingara warf einen Blick auf seinen Arbeitsplatz. »Da scheint sich nichts getan zu haben. Sieht alles normal aus.«

»Das ist auch gut so.«

Chet rangierte den Wagen in eine Parklücke vor dem Revier. Ich bekam Zeit, an der Fassade hochzuschauen. Soeben wurde die Tür aufgestoßen. Ein Mann und eine Frau torkelten Arm in Arm über die Schwelle und die Stufen herab. Er schimpfte, brach aber ab, als er sah, daß ich mich aus dem Wagen schob.

Beinahe fluchtartig rannten sie davon.

Nebeneinander schritten wir die Stufen hoch. Chet sprach davon, sich eine andere Uniform überzustreifen. Seine war zu schmutzig.

»Warte erst mal ab, was dir der Serg sagt.«

»Der wird uns nicht glauben.«

Ich hob die Schultern. »Dessen bin ich mir nicht sicher. Pick wird sich anders benehmen.«

Wie alle Beamten trat auch mein Begleiter die große Tür mit dem Fuß auf. Sie schwang nach innen, kippte aber nicht zurück, und wir schauten uns verdutzt an.

Es herrschte eine fast gähnende Leere. Das galt nicht für die Cops.

Sie arbeiteten im Licht der knalligen Leuchtstoffröhren. Das Publikum aber fehlte. Ein nahezu geisterhaftes Revier.

Ein Kollege grinste uns an. »Pick will mit euch reden.«

»Wo ist er denn?« fragte ich.

»Noch bei Ralston.«

Als der Name erwähnt wurde, zuckte Chet zusammen, preßte aber die Lippen aufeinander und schwieg.

»Geh und zieh dich um«, rief ich ihm zu. »Mit Pick rede ich schon.«

»Der kann aber verdammt sauer werden.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht mehr, mein Lieber. Pick wird mir aus der Hand fressen.«

Zingara glaubte mir nicht. Er verschwand aber. Dafür stand eine Frau von der Bank auf. Sie erinnerte mich in ihrer Kleidung an eine Zigeunerin. Sie trug einen breitrempigen Navajo-Hut. Ihre Gesichtshaut bestand nur aus Falten und Runzeln. Ernst schaute sie mich an. Ich lächelte.

»Du«, sagte sie plötzlich mit leiser Stimme. »Du bist anders als die anderen.«

»Wieso ich?«

Sie nahm meine Hand. Einfach so, dann legte sie meine angewinkelten Finger in etwas Weiches, Warmes, das sich anfühlte wie eine trockene Höhle. »Du bist ein anderer, Polizist. Ich habe es sofort gespürt, als du hereinkamst. Hier will mir niemand glauben. Alle halten mich für verrückt, du wirst es nicht tun, Polizist. Ich wollte sie warnen.«

»Wovor?«

Sie drehte mich, so daß ich auf die Fenster schaute. Sie waren aus kugelsicherem Glas. In der Bronx brauchte man so etwas. »Schau aus dem Fenster und sieh zum Mond hoch. Leuchtet er nicht kälter und grausamer als sonst? Er steht dort, als hätte man ihn aus der Finsternis geschnitten. Und das genau ist das Zeichen für die Nacht

des Bösen. Wir, die Zigeuner, wurden hier verlacht und verspottet, aber ich sage dir, daß diese Nacht ein schreckliches Ende nehmen wird, falls sie nicht der Anfang vom Ende ist. So wird die Stimmung vor dem Untergang der Welt sein. Auch dann wird der Mond so kahl am Himmel stehen und sein Totenlicht senden.«

Diese Zigeunerin wußte mehr als alle zusammen. Sie hatte sich ihren Instinkt noch bewahrt. Wahrscheinlich war sie von meinen Kollegen abgewiesen worden, ich konnte nicht so tun, als würde ich ihr glauben, deshalb zog ich mich von ihr zurück.

»Ich weiß nicht, was das soll, gute Frau. Bitte, wenn Sie etwas vorzutragen haben...«

»Das tat ich bereits.«

»Und?«

Sie ließ sich Zeit mit einer Antwort. Das war nur eine Sache zwischen uns beiden. Die anderen Kollegen waren still geworden. Sie schauten uns gespannt zu.

Auch Zingara. Er hatte sich ein paar Yards entfernt aufgebaut und kam sich irgendwie deplaziert vor, doch er ging schließlich dorthin, wo eine Tür zu den Wasch- und Umkleideräumen führte.

Die Frau schaute mich aus Augen an, in denen die Weisheit und das Wissen von Generationen lagen. Ich hatte sie heute zum erstenmal gesehen, mir kam es vor, als würde sie mich kennen und hätte nur darauf gewartet, mich zu treffen.

Sie hob die rechte Hand und stellte den mageren Zeigefinger hoch. »Du kennst die Blutsauger. Streite es nicht ab. Ich merke genau, wenn man mich belügt. Du kennst sie, und du bist auch kein normaler Cop in dieser oft verfluchten Stadt.«

»Was macht dich so sicher?« fragte ich.

»Dein Kreuz.«

Ich räusperte mich. »Welches...«

»Nicht doch, Junge, nicht.« Sie war leicht ärgerlich, als sie ihren

Kopf schüttelnd bewegte. »Es gibt Menschen, die spüren gewisse Strömungen. Ich gehöre zu den Leuten, die sehr empfindlich sind. Ich merke genau, wenn etwas meine Seele trifft. Ich habe auch die Strömungen in diesen Straßen bemerkt. Es waren gefährliche Augenblicke. Ich mußte mich zusammenreißen, wenn es mich hart traf, aber ich floh nicht. Meine Familie, die Freunde und ich sind oft sehr schlecht behandelt worden. Zigeuner, hieß es immer wieder. Menschen, die nichts taugen. Wir hätten es ihnen zurückzahlen können, aber wir sind geblieben, obwohl das Grauen bereits durch die Straßen schleicht. Die Vampire sind unterwegs, und nur du kannst sie stoppen. Versuche einen uralten Fluch zu zerstören. Mazara darf nicht zurückkehren, hast du verstanden? Wenn er es schafft, haben wir die Hölle auf Erden.«

»Was weißt du über Mazara?« Mittlerweile war ich fest davon überzeugt, keine Spinnerin vor mir zu haben.

Die Frau hob die Schultern. »Zu wenig — leider. Aber sein Geist ist damals nicht vernichtet worden, als man diese Stadt entdeckte. Sie haben alles versucht, sie verbrannten, seine Helfer...« Die Zigeunerin hob die Schultern. »Mehr ist nicht geschehen.«

»Kommt Mazara zurück?«

»Ja, Fremder, er wird kommen. Er wartet nur auf seine große Chance. Die ist bald da. Vielleicht in dieser Nacht. Die Stadt hat sich verändert, die Bronx ist eine andere geworden. Hier leben Menschen, die oft verachtet werden, aber sie haben ein besseres Gespür für Dinge, über die normale Weiße nur lachen können. Sei vorsichtig, seid alle vorsichtig, denn die Hölle kann sehr schlimm werden.« Sie schaute mich noch einmal an und gab mir einen Segen.

Dann drehte sie sich um und ging zur Tür. Niemand hielt sie auf. Die Menschen, die sie begleitet hatten, erhoben sich von ihren Bänken und gingen ebenfalls schweigend.

Ich fühlte mich zwar nicht wie ein begossener Pudel, aber so

ähnlich, als ich auf dem Fleck stand und auf meine Schuhspitzen schaute. Auf keinen Fall wollte ich die Warnungen dieser Zigeunerin übergehen. Unter ihnen gibt es tatsächlich Menschen, die ein zweites Gesicht haben. Das wußte ich aus Erfahrung. Ihr war auch bekannt, daß ich ein Kreuz besaß. Woher sie das wußte, hatte sie nicht gesagt, auch ich akzeptierte es.

Auch die anderen Kollegen hatten ihre Überraschung verdaut. Sie sprachen über den Besuch der Zigeunerin. Wie ich ihren Kommentaren entnehmen konnte, waren sie ziemlich skeptisch. Einige hielten es für Spinnerei, andere wiederum waren nachdenklich geworden. Ich hatte die Barriere aufgestoßen und dachte an Mazara. Das Unheil mußte in der Erde liegen und sich irgendwann befreien. Aber wo lag dieses Unheil vergraben?

Die Kollegen beobachteten mich. Sie hatten bemerkt, daß ich mehr wußte als sie. Fragen stellten sie keine. Mein Blick fiel auf das große Zifferblatt der Normaluhr an der Wand. Noch war Zeit bis Mitternacht. Wenn sich hier etwas tat, bestimmt zur Tageswende. Ich dachte auch an Suko. Ihn hätte ich jetzt gut gebrauchen können. Wahrscheinlich ahnte er von nichts.

Ein anderer wollte mich sprechen. Er rief mich nicht, ich spürte es nur, denn er hatte den Kopf gedreht und schaute jetzt in meine Richtung. Pick saß erhöht, überblickte von seinem Platz aus den Revierraum, Nichts entging ihm, und vor ihm standen die Telefone. Heiße Drähte nach außen und auch zum Chef.

Ich ging zu ihm. Wahrscheinlich hatte ihn Hamilton schon angerufen und ihm einiges erklärt. Vor seinem Platz blieb ich stehen. Sein rundes Gesicht hatte einen roten Farbton angenommen. Die Augen blickten mißtrauisch und tückisch. »Sinclair, Sie haben mich reingelegt, verdammt!«

»Wieso?«

»Sie sind ein anderer als der, für den Sie sich ausgaben.«

»Nein, Serg, ich heiße tatsächlich John Sinclair.«

»Das mag sein, aber wenn mich der Captain anruft und mir zu verstehen gibt, daß ich Ihren Anordnungen unter allen Umständen folgen soll, frage ich mich, wer Sie sind und was Sie ausgerechnet in mein Revier gefhrt hat?«

»Die Antwort ist leicht. Es sind die Vampire gewesen.«

»Ach...«

»Ja, Sie erinnern sich, daß die Zigeunerin zu mir gesprochen hat. Sie warnte mich vor den Blutsaugern. Sie warnte sogar uns davor, und das sollten wir nicht auf die leichte Schulter nehmen, Pick.«

Er beugte sich vor. Auf seinem Hemd sah ich dunkle Schweißflecken.

»Es gibt keine Vampire, Sinclair.«

»Wirklich nicht?«

»Doch. Im Roman oder im Kino...«

»Nein, Pick, es gibt sie auch in Wirklichkeit. Ich weiß es. Vampire existieren. Es tut mir leid, wenn ich Sie da berichtigen muß, es ist nun mal so.«

»Das glaube ich nicht.«

»Sie wollen es nicht glauben. Es ist auch verdammt schwer, besonders wenn man einsehen muß, daß die Blutsauger, Vampire oder Wiedergänger sich in der eigenen Umgebung befinden, Männer aus dem Revier sind, das man stellvertretend leitet...«

Er schlug mit der Faust auf seine Schreibtischplatte. »Wollen Sie mir weismachen, daß...?«

»Nicht so laut, Pick. Ich bin wegen dieser Sache gekommen.«

»Der Vampire?«

»Ja.«

»Das erzählen Sie mal Ralston.«

»Ist er da?«

»Er wartet auf Sie. Wahrscheinlich hat Hamilton ihn auch schon

geimpft. Den Weg kennen Sie ja.«

»Sicher. Aber Ihnen, Pick, ist nichts aufgefallen?«

»Nein.«

»Denken Sie mal über die Ruhe an diesem späten Abend nach, Serg. Das ist ungewöhnlich. Etwas liegt in der Luft, Sie werden daran nichts ändern können. Wenn die Blutsaugeres schaffen, sich auf die Menschen zu stürzen, haben nur die wenigsten eine Chance. Und zwar die, die sich wehren können. Die Vampir-Cops existieren, Serg. Ihretwegen bin ich von London nach New York gekommen. Meinem Freund Suko erging es ebenso. Wir beide arbeiten zusammen, und Sie können Chet Zingara fragen. Er wird Ihnen meine Angaben voll und ganz bestätigen.«

Mit diesen Worten ließ ich Pick sitzen und verdrückte mich. Lieutenant Ralston hatte mich sprechen wollen. Ich hoffte nur, daß er sich kooperativ zeigte.

Vor seiner Tür klopfte ich an.

Niemand antwortete mir.

War er nicht da? Ich öffnete die Tür, sah den Offizier hinter seinem Schreibtisch sitzen und mich anstarren. Er sah mich, aber er sah mich trotzdem nicht, denn seine Augen waren verdreht. Zudem hielt er in seiner rechten Hand den Dienstrevolver und preßte die Mündung gegen das Ohr. Ralston wollte sich töten!

»Halt!«

Ich hatte das Wort gerufen, darauf hoffend, ihn nicht zu sehr zu erschrecken, und er bewegte seinen Zeigefinger nicht um die alles entscheidende Idee weiter, sondern blieb in der starren Haltung. Hatte ich schon gewonnen?

Ich ging den nächsten Schritt in den Raum hinein, auch den übernächsten. Dann erst sprach Ralston mich an.

»Bleiben Sie stehen!«

»Weshalb?«

»Sonst schieße ich.«

»Sie wollen sich selbst töten. Nennen Sie mir den Grund!«

»Nein, gehen Sie!«

»Hat Captain Hamilton mit Ihnen gesprochen?«

»Er rief mich an!«

»Dann wissen Sie, wer ich bin?«

Ralston atmete durch die Nase ein, bevor er es zugab.

»Ich finde, Lieutenant, daß wir beide zusammenarbeiten sollten und nicht gegeneinander. Welche Motive Sie auch immer getrieben haben, sich die Waffe an den Kopf zu setzen, vergessen Sie diese. Denken Sie an die Zukunft...«

»Meine Frau war eine Vampirin. Man hat sie töten müssen. Sie hat in einem Sarg gelegen...« Die Sätze drangen stockend über seine Lippen, als würde ein Roboter sprechen.

Ich bekam einen tiefen Schreck. »Was haben Sie da gesagt? Ihre Frau war eine Vampirin?«

»Ja, man rief mich an.«

»Wer?«

»Es war Ihr Kollege, der Chineser. Er hat sie auch umgebracht. Mit Wayne Mandell war er unterwegs. Sie fuhren zum Woodlawn Cemetery. Dort haben sie die Blutsauger entdeckt. Meine Frau wollte schon lange nichts mehr mit mir zu tun haben. Andere Männer waren ihr wichtiger. Sogar meine Mitarbeiter ließ sie nicht aus, aber sie hatte keine Ahnung, daß sie an einen Vampir geraten würde. Nein, das hatte sie nicht.«

Seine Beichte war mit flüsternder Stimme gesprochen worden, und noch immer traf er keine Anstalten, die Waffenmündung von seinem Kopf zu nehmen.

Auf Raistons Gesicht glänzte der kalte Schweiß. Daß er so steif sitzen konnte, mußte ihn eine ungeheure Konzentration und Mühe

kosten. Ansonsten wäre er schon längst zusammengebrochen.

»Wo befindet sich mein Kollege jetzt?«

»Er wollte herkommen.«

Das war gut. Dann hatte ich wenigstens Unterstützung. Ralston sagte noch etwas. Seine Worte eröffneten völlig neue Perspektiven. »Es wurde mir gemeldet, daß zwei Patrol Cars unterwegs sind. Mit Besatzung natürlich. Insgesamt neun Personen. Alle Cops stammen aus meinem Revier, und alle sind zu Vampiren geworden. Verstehen Sie nun, Sinclair? Vampire sind unterwegs. Verteilt auf zwei Streifenwagen, fahren sie durch New York. Ich habe versagt. Es hatte hier am Turm seinen Anfang genommen. Ich wollte alles versuchen, um es zu stoppen, es klappte nicht mehr. Tut mir leid. Mir bleibt nur die Kugel...«

»Ralston, Sie sind verrückt!«

Er hob den Blick. In seinen Augen las ich, daß er fest entschlossen war, dem Leben ein Ende zu bereiten. Wie er den Kopf schüttelte und die Waffe dabei ans Ohr hielt, zeigte mir, daß er den schweren, aber dennoch manchmal einfacheren Weg gehen würde.

Und er schoß!

Ich zuckte zusammen, schloß die Augen und dachte daran, daß es der reine Wahnsinn gewesen war. Vor meinen Augen hatte sich jemand getötet. Ich war zu weit entfernt gewesen, um eingreifen zu können, öffnete die Augen wieder und schaute den Tatsachen ins Gesicht. Ralston war zur Seite gekippt und mit dem Kopf auf die Schreibtischplatte geschlagen. Dort lag er, hatte einen glasigen Blick bekommen, und da, wo die Kugel ihn erwischte hatte, war der Kopf zerstört und bot einen schrecklichen Anblick.

Der Schuß war gehört worden. Cops kamen ins Büro gerannt und sahen das Schreckliche.

Ich drehte mich um.

Entsetzen las ich auf den Gesichtern der Polizisten. Sergeant Pick

war ebenfalls dabei. Er drängte andere zur Seite und schob sich dicht an mich heran.

»Dafür brauche ich eine Erklärung!«

»Die können Sie haben, Serg. Selbstmord.«

»In Ihrem Beisein?«

»Ja.«

Sein Grinsen wurde wölfisch. »Und Sie haben nicht versucht, dies zu verhindern?«

»Ich konnte es nicht. Ralston war fest entschlossen, sich zu töten. Ich habe mit ihm geredet, ergab mir auch Antworten, aber ich konnte ihn nicht von einem Selbstmord abhalten.«

Meine Worte waren in ein gespanntes Schweigen gefallen, und sie hatten die Anwesenden keinesfalls beruhigt. Ein jeder fühlte sich unwohl, die meisten blickten betreten, einige atmeten schwer. Nur Pick wagte es, etwas zu sagen.

»Er hatte keinen Grund!« flüsterte der dicke Sergeant. »Nein, Ralston hatte keinen Grund.«

»Doch«, sagte ich. »Es gab einen.«

»Und welchen?« Pick fuhr mich scharf an. »Verdammt, reden Sie! Anscheinend wissen Sie mehr als ich, obwohl ich schon jahrelang mit ihm zusammengearbeitet habe.«

»Ja, das weiß ich wohl. Ralston hatte einen Grund, einen sehr triftigen und persönlichen. Es ging um seine Frau, Serg. Seine Ehefrau ist zur Vampirin geworden und mußte von meinem Kollegen Suko getötet werden. Das hatte man Ralston gesagt, und diese Schmach konnte er einfach nicht überwinden. Verstehen Sie?«

Pick hob seine Hand. Es sah so aus, als wollte er mir ins Gesicht schlagen. »Das ist nicht wahr!« ächzte er.

»Sogar die reine Wahrheit!«

Mit dem Zeigefinger wischte Pick einen dünnen Schweißfilm von seiner Oberlippe. Auch die anderen Kollegen hatten meine Worte

gehört und waren von ihnen tief getroffen worden. Jemand, der im Hintergrund stand, sprach das Wort »Vampire« krächzend aus.

Ein anderer meinte: »Die gibt es doch nicht.«

Ich sprach dagegen. »Tut mir leid, aber Vampire existieren. Und nicht nur in Rumänien auf dem Schloß des Grafen Dracula, wie der Film und die Literatur berichten. Auch hier gibt es Vampire. In dieser modernen Zeit, in dieser Nacht, in diesem Stadtteil von New York. Sie hausen in der Bronx. Sie haben sich gesammelt, und sie werden ihren furchtbaren Terror wie einen Mantel ausbreiten. Wir müssen der Gefahr ins Auge sehen und uns auf einiges gefaßt machen. Die Saat, die vor Hunderten von Jahren gelegt worden ist, geht nun auf. Das Rätsel kann nur durch eine geheimnisvolle Gestalt gelöst werden, die auf den Namen Mazara hört. Gesehen hat sie noch niemand, auch ich nicht, aber ihr Geist ist allgegenwärtig. Verstehen Sie mich nun?«

Nein, sie verstanden mich nicht. Es war auch zuviel verlangt. Wir aber befanden uns hier, wir mußten den Tatsachen ins Auge sehen und mit ihnen fertig werden.

»Normal wäre es, die Mordkommission zu benachrichtigen«, sagte ich.

»Das lassen wir bleiben. Ralston kann später abgeholt werden. Ich denke da an den morgigen Tag. Für uns ist es wichtig, die Nacht zu überstehen.«

»Wieso sollten wir sie nicht überstehen?« fragte Pick.

»Weil die Vampire sich auf unsere Spur gesetzt haben, zum Teufel. Wenn mich nicht alles täuscht, werden sie herkommen und versuchen, weitere Opfer zu holen. Muß ich Ihnen erst noch erklären, daß Vampire Blut brauchen, um existieren zu können? Sie kennen doch die alten Geschichten, die man sich über sie erzählt. Und sie sind, verdammt noch mal, keine Lügen.«

»Meinen Sie, Sinclair, daß sie uns angreifen werden?«

»Rechnen müssen wir damit. Sie können aber auch nach Manhattan hineinstoßen und sich dort auf die Menschen stürzen. Sie haben alles da. Ihre Nahrung kommt ihnen praktisch entgegen. Denken Sie darüber nach.«

»Ich habe noch keine Vampire gesehen«, sagte jemand.

»Das kann ich mir gut vorstellen. Sie haben sich auch bewußt zurückgehalten, aber sie werden bald erscheinen, denn es ist ihre Nacht. Der Vollmond steht am Himmel, ergibt ihnen Kraft. Chet und ich haben gegen sie gekämpft, und mein Freund Suko ebenfalls. Er hat Ralston Bescheid gegeben, und er hat auch gewußt, wie viele dieser Blutsauger sich bereits auf den Weg gemacht haben.«

»Und wie hoch ist die Zahl?« fragte Pick.

»Neun!«

Der Sergeant zählte nach, und er wurde bleich dabei. »Neun Kollegen von uns?«

»Ja. Neun Cops, die auf der Jagd nach Blut sind.«

»Das ist unglaublich und furchtbar.« Pick drehte sich um. Er wollte mir nicht mehr ins Gesicht sehen. Wahrscheinlich war er auch unsicher. Die Verantwortung war einfach zu groß.

»Was mein Kollege gesagt hat, stimmt!«

Von der Tür her hatte Suko gesprochen. Und alle drehten sich um. Suko stand da, nickte mir zu, und ich las den Ernst auf seinem Gesicht. »Neun Vampir-Cops«, erklärte er. »Das ist neunmal Grauen, das sich potenzieren wird, wenn sich unsere Kollegen auf die Opfer stürzen, die ihnen praktisch in die Arme laufen.«

»Haben sie das schon getan?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht. Wir sahen die Wagen wegfahren.«

Der neben Suko stehende Wayne Mandell nickte heftig und bestätigte die Worte meines Freundes.

»War eine Richtung festzustellen?« fragte Pick.

»Vielleicht Süden.«

»Das eröffnet ihnen alles.«

Pick senkte den Kopf. Es sah so aus, als hätte er aufgegeben. Kein Wunder, nur dachte ich nicht daran, die Flinte ins Korn zu werfen. Einige wenige Kollegen waren im Revierraum zurückgeblieben. Kein Besucher befand sich bei ihnen. So etwas hatte es noch nie gegeben.

»Man kann das Grauen förmlich spüren«, hörte ich einen Kollegen flüstern.

Ich erwiderte nichts, sondern ging zu Sergeant Pick, der seinen Platz als Desk Sergeant wieder eingenommen hatte.

»Wir werden gemeinsam überlegen müssen, was wir unternehmen können. Und es muß schnell gehen.«

Pick wischte mit einem großen Taschentuch über seine Stirn. »Sie haben gut reden. Ich kann die Verantwortung nicht übernehmen. Wenn sich herausstellt, daß Sie nicht gelogen haben, Sinclair, dann sind wir auch in Gefahr...«

»Natürlich.«

»Wie wollen wir sie abwenden?«

»Indem wir die Nerven behalten. Ich sage Ihnen auch gleich, daß Sie mit normalen Kugeln keinen Vampir töten können.«

»Man nimmt Pflöcke, nicht?« Bei der Frage hatte er sich vorgebeugt und schaute mich fast widerwillig und skeptisch an.

»Auch. Man kann sie auch mit geweihten Silberkugeln vernichten.«

Pick winkte ab. »Wer hat so etwas schon?«

»Mein Kollege und ich sind damit ausgerüstet. Wir wußten schließlich, was uns erwartete.«

»Kann ich mir vorstellen.«

»Unser Einsatz war abgesprochen. So schlecht stehen die Chancen auch nicht, denn Captain Hamilton weiß ebenso Bescheid wie Abe Douglas vom FBI.«

»Werden Sie mit ihnen über Raistons Tod sprechen?«

»Ja. Kann ich mal telefonieren?«

»Sicher.«

Ich tippte die Nummer des Captains und hatte ihn sofort an der Strippe.

»Ah, John, endlich. Haben Sie etwas Neues zu vermelden.«

»Kann mal wohl sagen. Ralston ist tot.«

»Verdammt. Und wie?«

»Selbstmord.«

Ich hörte durch das Telefon, wie Hamilton mit der Faust auf den Schreibtisch schlug. »Selbstmord. Verdammt, was sollte ihn denn zum Selbstmord getrieben haben?«

»Die Vernichtung seiner Frau. Sie war eine Vampirin.« Bevor Hamilton einen Kommentar geben konnte, sprach ich weiter. »Aber das ist jetzt Nebensache. Für uns zählt nur, daß neun Vampir-Cops in New York unterwegs sind. Verteilt auf zwei Streifenwagen. Die müssen wir finden.«

»Und dann?«

»Wahrscheinlich samt Inhalt verbrennen. Eine andere Lösung, die Brut zu stoppen, habe ich nicht. Tut mir leid.«

»Sie wissen nicht, wohin sie gefahren sind?« fragte Hamilton.

»Leider nein.«

»Dann müßten wir sie jagen. Die Wagen sind bekannt. Jeder einzelne besitzt eine eingetragene Nummer. Wir...«

Plötzlich war die Leitung tot. Was Hamilton noch alles hatte machen wollen, verstand ich nicht mehr. Wie abgeschnitten war das Gespräch. Ich starrte auf den Hörer und schüttelte den Kopf.

»Was ist denn?« fragte Pick.

»Unterbrochen — tot...«

»Die Leitung?«

»Sicher.«

»Das ist nicht möglich.« Er nahm einen zweiten Hörer hoch, preßte

ihn gegen sein Ohr und wurde blaß. »Sie haben recht, Sinclair.« Er schluckte. »Das ist noch nie vorgekommen.«

Suko kam zu uns. »Alle Leitungen sind tot«, erklärte er. »Wir können den Betrieb einstellen.«

»Wieso?«

»Auch die Computer laufen nicht mehr. Das muß eine zentrale Störung sein, John.«

»Und wodurch ausgelöst?«

»Keine Ahnung.«

Sergeant Pick verließ seinen Platz. Noch brannte das Licht, ansonsten hatten wir das Gefühl, von der Welt abgeschnitten zu sein. Erst jetzt fiel mir auf, wie ruhig es doch innerhalb eines Raumes sein konnte, wenn keine Geräte mehr liefen.

Die im Revierraum versammelten Männer standen starr auf dem Fleck. Sie schauten betreten aus der Wäsche, manche blickten auch zu Boden, ich zählte nach und kam ohne Pick, Suko und mich auf die Zahl sieben. Sieben Beamte oder normale Menschen gegen neun Vampire. Das Verhältnis gefiel mir überhaupt nicht.

»Sind alle anwesend?« fragte ich Pick.

»Sergeant Ofiro fehlt.«

»Hätte er Dienst gehabt?«

»Ja, an meiner Stelle. Aber ich bin geblieben, weil ich das Gefühl hatte, bleiben zu müssen.«

»Sie haben Ofiro nicht mehr in den letzten Minuten gesehen — oder?«

»Tut mir leid, ich achtete nicht auf ihn. Mich haben andere Aufgaben in Anspruch genommen.«

Zum erstenmal erlebte ich Pick nervös. Kein Wunder bei dem Druck. Ich verließ meinen Platz und ging zur Tür. »Wollen Sie verschwinden, Sinclair?« rief mir jemand nach.

»Nein, keine Sorge. Ich möchte mich nur umschauen, wie es

draußen aussieht.«

Ich zog die breite Tür auf und blieb an der obersten Stufe stehen. Mein Blick ging über die beiden Straßen, die hier zusammenführten. Sie waren leer.

Nicht ein Wagen rollte vorbei.

Weiter vorn erkannte ich die kantigen und düsteren Umrisse der Häuser. Nur wenige Laternen brannten in der Nähe. Auch die beiden Lampen über der Reviertür waren verloschen.

Das Gefühl, isoliert zu sein, verstärkte sich immer mehr. Irgend etwas lag in der Luft. Einen Anfang hatte es bereits gegeben, es mußte auch mit den Vampiren zusammenhängen, obwohl ich von ihnen nichts sah. Mit zwei Patrol Cars waren sie unterwegs.

Von den beiden Fahrzeugen sah ich keines.

Auch ich spürte den Druck, der sich als Beklemmung ausbreitete. Ich kannte Situationen wie diese. Da stand man als einzelner da, wußte, daß etwas geschehen würde, nur war nicht bekannt, was bald über die Bühne lief. Die Gefahr lauerte irgendwo in der Dunkelheit. Sie hatte sich dort zusammengeballt, vielleicht auch verteilt und sich wie ein Ring um das Revier gelegt.

Jemand öffnete ein Fenster. Chet streckte seinen Kopf heraus. »Wie ist es?« fragte er.

»Noch ruhig.«

»Aber?«

»Ich sehe noch keine Anzeichen einer Gefahr.«

»Leider gibt es hier zu wenig Telefonzellen. Wenn welche vorhanden sind, hat man sie zerstört. Pick will unbedingt Hamilton sprechen, damit er eingreift.«

»Er soll es lassen.«

»Das sag du ihm mal.«

»Werde ich auch. Er soll noch warten, bis ich wieder zurückkomme.«

»Und wo willst du hin?«

»Mich ein wenig umschauen. Ich gehe einmal um den Bau.«

»Hast du einen Grund?«

»Ja.« Mehr fügte ich nicht hinzu, dafür setzte ich mich langsam in Bewegung. Jeder Schritt war genau abgetastet. Meine Augen befanden sich in ständiger Bewegung. Ich überwachte gleichzeitig die Straße und die unmittelbare Nähe des Turms.

Eine beklemmende Stille lag über der Bronx. Falls es hier noch so etwas wie Natur gab, war sie eingeschlafen oder lag auf der Lauer, um das abzuwarten, was auf sie zukommen würde.

Mir kam der Name Mazara wieder in den Sinn. Ein uralter eingeborener Vampir, der vor einigen Hundert Jahren begraben, aber nicht vernichtet worden war.

Kam er zurück? Hatte er bereits seine Fühler ausgestreckt, um uns in die Gewalt zu bekommen?

An der Hausecke blieb ich stehen. Rechts führte die düstere Straße wie ein Tunnel weiter. Erst ziemlich weit entfernt sah ich den Schein einer alten Lampe, der sich plötzlich verdoppelte, weil ein Fahrzeug in seine Nähe rollte.

War es ein Patrol Car?

Nein, ein normaler Wagen, bei dem nur ein Scheinwerfer brannte. Es war der linke, der wie ein blasses Auge wirkte. Der Wagen kam näher und fuhr vorbei. Auf mich wirkte er wie ein dunkles Schlachtschiff. So baute man heute keine Autos mehr. Den Fahrer hatte ich nicht erkennen können.

Ich blieb nicht mehr stehen, denn ich wollte mir unbedingt die rückwärtige Seite des Gebäudes anschauen. Man hatte ihm den Spitznamen Turm gegeben. Er war aus Ziegelsteinen errichtet worden, besaß zwei Etagen und paßte sich der kastenförmigen Bauweise dieser Umgebung an.

Ich mußte über einen Abfallhaufen steigen und erreichte die Lücke,

durch die ich auf den Hof gehen konnte, wo Streifenwagen standen. Eine Stimme hielt mich auf. »Du bist nach draußen gekommen, weil du es gespürt hast, nicht?«

Ich blickte nach rechts. Dort stand die alte Zigeunerin. »Ja, ich habe es gespürt.«

»Das wußte ich.«

»Du weißt sehr viel.«

»Sicher. Ich wohne lange hier, und ich merke genau, daß hier etwas nicht stimmt. Ich fühle immer, wenn sich in der unmittelbaren Nähe etwas tut. Verstehst du?«

»Nicht richtig«, gab ich zu. »Mazara kommt zurück.«

»Wann?«

»In Kürze. Wenn er hier ist, erscheinen auch seine Helfer. Das weiß ich alles.«

»Wieso bist du so gut informiert?«

Die alte Zigeunerin schob sich näher, so daß sie nicht mehr so laut sprechen mußte, wenn sie mit mir redete. Sie faßte mich an. Ihre Finger waren dünn, der Griff hart. Mit der anderen Hand wischte sie eine Strähne aus der Stirn, bevor sie eine etwas weitschweifige Erklärung gab. »Mazara braucht nicht erst zu kommen, er ist bereits da. Die Menschen sollten, wenn sie Häuser bauen, sich zuvor erkundigen, wie gut oder schlecht das Gebiet ist. Auch in der Erde lauern Geister. Manche von ihnen schlafen, manche nicht, aber das wirst du wissen. Als man diese Polizeistation baute, wußte man nicht, daß man das Gebäude auf ein Grab gesetzt hatte. Auf Mazaras Grab.«

»Das stimmt?«

»Ja, ich lüge nicht.«

»Wo ist denn sein Grab? Vielleicht kann ich es öffnen.«

Die alte Frau schüttelte ihren Kopf. »Nein, das ist nicht möglich. Mazaras Grab befindet sich überall. Es gibt keinen bestimmten

Punkt. Bald ist Mitternacht, und zur Tageswende wird er erscheinen. Vielleicht ist er sogar da.«

»Du weißt nicht zufällig, ob es sich bei ihm um einen Geist handelt?« forschte ich weiter.

Sie hob die Arme, bewegte schlangengleich die Schultern und ging einfach davon.

Ich starrte ihr nach.

Allmählich verschwand ihre Gestalt und verschmolz mit den Schatten der Finsternis. So richtig geheuer war mir diese Person nicht. Sie hatte irgend etwas zu verbergen, sie wußte wahrscheinlich mehr, als sie zugeben wollte. Ich mußte noch einmal mit ihr reden. Doch die weiteren Vorgänge machten mir einen Strich durch die Rechnung, denn aus dem Haus hörte ich einen Schrei und dann einen Schuß...

Der tote Lieutenant Ralston lag noch so da, wie er gefallen war. Einfach weggeknickt und mit dem Kopf auf den Schreibtisch. Die Kugel hatte einen Teil seines Kopfes zerstört, er bot ein schreckliches Bild. Blut war in zwei Streifen über sein Gesicht gelaufen und hatte die Haut des Mannes gezeichnet.

Er war allein und war es doch nicht.

Ein sehr sensitiv veranlagter Mensch hätte möglicherweise das Unbekannte und Geheimnisvolle gespürt, das sich innerhalb der vier Wände ausgebreitet hatte, aber wer betrat schon freiwillig den Raum, in dem ein Toter hockte?

Und so wurde niemand Zeuge des unheimlichen Vorgangs, der sich abspielte.

Es begann mit dem Toten.

Zuerst lief ein Zucken durch seinen Körper, als hätte ihn eine Hand angestoßen. Fast unwillig oder widerwillig schüttelte er sich, und sein auf der Platte liegender Kopf rutschte noch ein Stück weiter. Er

geriet an die Kante, glitt darüber hinweg, jetzt hätte die Leiche fallen müssen, das geschah nicht.

Sie hielt sich...

In der Schräglage blieb sie, pendelte leicht, bekam aber nicht das Übergewicht, sondern blieb auf dem Stuhl hocken. Der rechte Arm war dabei gestreckt. Die Waffenmündung berührte den Boden, als wollte sie die Leiche davor bewahren, endgültig zu kippen.

Sie fiel nicht.

Das Gegenteil davon trat ein, denn abermals durchrann sie ein Zucken, und dieser zweite Vorgang innerhalb kürzester Zeit glich einem Kraftstrom, der durch den Toten schoß.

Er konnte sich bewegen — und aufrichten.

Sehr langsam drückte er sich in die Höhe. Der Mund stand dabei ebenso offen, wie seine Augen. Roboterartig schob er sich weiter vor, bis er wieder seine normale Sitzposition eingenommen hatte. Nur fiel er diesmal nicht mehr mit dem Kopf auf die Schreibtischplatte, er blieb so sitzen, wie es früher der lebende Lieutenant Ralston getan hatte. Jetzt hockte dort ein Zombie, der einen geladenen Revolver mit der rechten Hand festhielt.

Ralston rührte sich nicht. Mit seinen leeren grauen Augen starrte er die Tür an, als gäbe es dort etwas Besonderes zu sehen. Manchmal bewegte er auch den Mund, an dessen Oberlippe einer der beiden Blutstreifen sein Ende gefunden hatte. Eine halbe Minute verging.

Zwischendurch drückte sich die lebende Leiche mal nach vorn, kippte wieder zurück und wurde von der Stuhllehne gehalten. Die linke, freie, bleiche Hand drehte Ralston herum und stützte sie auf die Schreibtischplatte. So stemmte er sich hoch. Dabei schob er den Stuhl nach hinten, der das Übergewicht bekam und zu Boden polterte. Niemand hörte das Geräusch.

Der Zombie aber stand.

Die Tür behielt er im Auge. Aus der tiefen Wunde am zerstörten

rechten Ohr sickerte eine dünne Flüssigkeit allmählich in den Kragen der Uniformjacke. Das machte ihm nichts. Als Zombie konnte er nicht denken und auch nicht fühlen.

Da war er wie eine Maschine.

Und so ging er auch, als er sich am Schreibtisch vorbeischoob. Die ersten Schritte bereiteten ihm große Mühe. Er mußte sich stets fangen, weil er mit dem Gleichgewicht große Schwierigkeiten bekam. Manchmal diente ihm auch der Schreibtisch als Stütze. Zuletzt nahm er sogar die Kante, um sich den nötigen Halt zu geben.

Danach stand er frei im Raum. Eine Gestalt des Schreckens, mit toten Augen, trotzdem lebend, denn er setzte seinen rechten Fuß vor und ging auf die Tür zu.

Die anderen sollten ihn auch sehen.

Schlurfend und schwankend näherte er sich dem ersten Ziel. Die Schritte und Gehbewegungen wirkten wie die eines Kleinkindes, einmal stolperte er über seine eigenen Beine und klatschte voll aufsein Gesicht. Er spürte es nicht einmal. Mit abgehackt wirkenden Bewegungen zog er die Arme an, und es gelang ihm, wieder auf die Beine zu kommen, damit er seinen Weg fortsetzen konnte.

Drei Schritte waren es nur mehr, bis er die Tür erreichte und gegen sie fiel. Seine linke Hand rutschte am Holz entlang nach unten. Die Finger klatschten auf die Klinke.

Man hatte die Tür nicht verschlossen. Niemand wäre auf die Idee gekommen, daß eine Leiche in der Lage war, das Zimmer zu verlassen. Doch wo eine mächtige Schwarze Magie vorhanden war, da wurden die Gesetze von Leben und Sterben manchmal auf den Kopf gestellt. Hinter ihm war es zu sehen. Genau dort, wo er gesessen hatte, bildete sich eine grüne geisterhafte Spirale, die sich sehr schnell drehte und aus dem Boden gestiegen war, ohne daß sie eine Lücke hinterlassen hätte. Mazara kam...

Und der Zombie ging. Mit seinem Gewicht drückte er die Tür nach

außen. Sie preßte sich in den Gang, der Zombie ließ sie los, er ging mit einer unsicheren Bewegung über die Schwelle, hörte die schwachen Stimmen aus dem Revierraum und drehte sich nach links. Genau in diese Richtung mußte er.

Als wäre durch den Gang ein Windstoß gefahren, so schwankte der Zombie plötzlich, fiel gegen die rechte Gangwand, schleifte daran entlang, setzte seinen Weg fort, und keiner der noch versammelten Polizisten kam in diesen Teil des Turms.

Ralston hatte freie Bahn.

Er kannte sich aus. Obwohl er kein Gedächtnis mehr besaß, gab es bei ihm so etwas wie einen Instinkt. Und der führte ihn dorthin, wo sich die Menschen aufhielten.

Als Zombie mußte und wollte er töten. Opfer genug gab es!

Der Gang teilte sich. In der anderen Richtung ging es zu den Zellen, wo niemand mehr saß. Rechts führte der Weg in den eigentlichen Revierraum. Den schlug Ralston ein.

Die Tür war geschlossen.

Er öffnete sie fast so glatt wie ein Lebender, stand auf der Schwelle, schwankte ein wenig, schaute in den Revierraum hinein, sah die Polizisten und hob seine rechte Hand mit dem Revolver. Auf ihn hatte bisher niemand geachtet.

Bis Sergeant Pick den Kopf drehte. Er hatte sich wieder auf seinen Stammplatz setzen wollen, um noch einmal ein Telefongespräch zu versuchen. Sein Blick war dabei auch durch das Revier geglichen — und erfaßte die lebende Leiche.

Picks Gesichtsausdruck veränderte sich innerhalb einer Sekunde. Der personifizierte Schrecken malte sich plötzlich darin ab. Er schüttelte den Kopf, wollte etwas sagen und hob gleichzeitig den Arm, um in die entsprechende Richtung zu deuten.

Jetzt erst gelang es ihm, sich zu artikulieren. Ein krächzender Laut drang über seine Lippen, der sich zu einem Schrei steigerte.

»Daaa...!«

Und der Zombie hatte die Waffe oben.

Er schoß.

Nicht der Schrei, sondern das donnernde Echo des Schusses war es, das die anderen Polizisten aus ihrer Lethargie riß. Alle schauten auf die hintere Tür, vor deren Schwelle der Zombie stand und gefeuert hatte. Es war ein Zufallstreffer gewesen. Eigentlich hätte die Kugel den Sergeant treffen sollen. Beim Schuß war die Waffe verzogen worden, so hatte ein anderer das Geschloß in den Kopf bekommen.

Er fiel nach etwa drei, vier Sekunden, schlug auf, als der Zombie weiterging und abermals die Waffe hob.

»Feuer!«

Endlich hatte sich der Sergeant aus seiner Lethargie befreien können. Er hielt ebenfalls seinen Dienstrevolver fest und zielte auf den Zombie, der einmal Lieutenant Ralston gewesen war.

Pick hatte seine Gedanken ausgeschaltet. Er wollte nicht wissen, wie es zu alldem gekommen war. Für ihn allein zählte die Tatsache, daß einer seiner Männer von einem Toten erschossen worden war. Harte Detonationen durchbrachen die Stille. Die Geräusche hallten an den Wänden wider. Die Mauern schienen unter den Schußechos zu bersten, und jede abgefeuerte Kugel traf.

Der Zombie wurde von den Beinen gerissen. Als er zu Boden krachte, war er von mindestens acht Kugeln getroffen worden. Aber er war nicht erledigt.

Auf dem Bauch drehte er sich herum. Die Einschußlöcher befanden sich im Rücken und in der Brust.

Wieder wollten die Männer schießen, doch Sukos Stimme machte diesen Plan zunichte.

»Laßt es sein!«

Die Beamten gehorchten tatsächlich. Suko, der ziemlich weit im

Hintergrund gestanden hatte, kam erst jetzt dazu, sich an den anderen vorbeizuschieben.

Er hatte seine Dämonenpeitsche gezogen. Mit dieser Waffe würde er Ralston erledigen.

Zahlreiche Augen schauten zu, wie der Chinese die Peitsche hochschwang und vor dem Zombie stehenblieb.

Er ließ sich noch Zeit. Ralston stemmte sich hoch. Die Einschläge der Kugeln hatten ihn gezeichnet, und als er sich fast hingekniet hatte, fuhren die drei Riemen der Dämonenpeitsche nach unten. Der Schlag riß Ralston wieder um und brachte ihn in seine Ausgangslage zurück. Er lag auf der Seite, überkugelte sich und wurde erst vom rechten Türpfosten gestoppt. Halb auf der Schwelle blieb er liegen. Gezeichnet von den drei magisch geladenen Riemen und für immer vernichtet.

Auch Suko richtete sich auf. Sein Gesicht war hart, er nickte und sprach zu Sergeant Pick: »Es war ein Zombie. Um ihn zu erledigen, muß man sich etwas einfallen lassen.«

»Das haben Sie ja.«

»Sicher.«

»Aber Ralston war tot«, sagte ein anderer.

Suko lachte nicht über die Bemerkung. »Wenn er trotzdem als lebende Leiche zu uns zurückgekehrt ist, muß es hier irgendwo eine Kraft geben, die ihn dazu gemacht hat. Ich weiß nicht genau, um welche Macht es sich hier handelt, aber es ist sicher, daß wir auch mit Zombies rechnen können.«

Pick schlug gegen seine breite Stirn. »Ich drehe noch durch. Erst die Vampire, jetzt Zombies. Verdammt, was kommt da noch alles auf uns zu?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen.«

»Und Sinclair ist verschwunden!« schrie Pick.

»Er wird seine Gründe gehabt haben.«

»Nein!« erklang die Stimme von der Tür her. »Ich bin nicht verschwunden, sondern hier.«

Die »Kollegen« schauten mich verwundert an, als ich mich von der Tür löste und in den Revierraum hineinging. Die Klappe an der Barriere brauchte ich nicht in die Höhe zu heben, sie stand noch hoch. Man erwartete eine Erklärung von mir, die ich höchstens unbefriedigend geben konnte.

Ich blieb neben dem Zombie stehen. Auch Suko hielt sich an dieser Stelle auf.

»Hast du etwas herausgefunden?«

»Nein und ja. Die Zigeunerin wartete auf mich. Sie hat von Mazara gesprochen.«

»Wer ist das überhaupt?« rief Pick.

»Ein Dämon«, erwiderte ich, »und zwar einer, der sich bereits auf dem Weg seiner Rückkehr befindet. Die Erbauer dieses Hauses haben einen Fehler gemacht. Sie errichteten den Turm genau auf der Stelle, die dem Vampirdämon Mazara als Grabstätte diente. Da der alte Fluch noch nicht restlos gelöscht worden ist, werden wir mit Mazara einige Schwierigkeiten bekommen.«

Pick deutete auf den Toten. »Dann... dann geht er auch auf das Konto dieses Mazara.«

»Ja, und auch euer Kollege.« Ich dachte an den Toten. Er war von einer verirrten Kugel erwischt worden, lag auf dem Bauch und besaß kaum noch einen Hinterkopf.

Zwei Kollegen kümmerten sich um ihn. »Dabei wollte er in zwei Monaten heiraten!« flüsterte Chet Zingara mir zu. Der Mann sah grau aus. Er hatte Angst, wie auch die anderen.

Ich warf einen Blick auf meine Uhr.

Noch zehn Minuten bis Mitternacht! Würde Mazara dann erscheinen, oder war er schon da?

Sergeant Pick erklärte mir, daß Ralston wahrscheinlich aus seinem Büro gekommen war. »Da muß es ihn auch erwisch haben.«

»Ich schaue nach.«

»Okay«, sagte Suko, »dann halte ich dir hier den Rücken frei. Aber sei vorsichtig.«

»Klar.«

Ich machte mich auf den Weg. Das Kreuz hing offen vor meiner Brust. Es sollte mich vor den Gefahren aus der Vergangenheit schützen, falls dies möglich war.

Mein Mund war trocken. Ein schlechter Geschmack hatte sich ausgebreitet. Ralston war den kürzesten Weg gegangen. Die Tür zu seinem Büro fand ich nicht verschlossen.

Diese letzte Eskalation der Gewalt war für mich persönlich erst der Anfang vom Ende. Für mich stand fest, daß um Mitternacht und unter einem blassen Vollmond das Schlimmste erst beginnen würde. In der offenen Tür stoppte ich. Frei fiel mein Blick in den Büroraum des Lieutenants.

Er war leer, und trotzdem war etwas vorhanden.

Ich gehöre nicht zu den eigentlich sensitiven und sehr empfänglichen Menschen, aber ich war der Träger des Kreuzes, das auf Schwingungen sehr sensibel reagierte. Wie auch hier.

Es strahlte eine leichte Wärme ab. An einigen Stellen blinkte es auf, als wollte es mir ein Signal geben, daß sich jemand in meiner Nähe befand. Wenn ja, konnte das nur Mazara sein.

Ich riskierte es einfach und rief halblaut seinen Namen. Ergab mir als Antwort ein Zischen. Im ersten Augenblick war ich geschockt.

Mehr ein leises Summen, das sich in ein sanftes Heulen veränderte. Das mußte er sein.

»Zeig dich, Mazara! Ich will es mit dir austragen!«

Er jaulte weiter.

Ich blickte auf die Uhr.

Noch eine Minute bis Mitternacht.

Auf keinen Fall wollte ich das Zimmer jetzt noch verlassen. Bei der Tageswende mußte sich Mazara zeigen. Als Geist war er schon vorhanden. Den Platz an der Tür behielt ich, schielte dabei in den Raum und auch gleichzeitig auf meine Uhr.

Die Sekunden tickten dahin.

Das Säuseln blieb.

Noch vierzig Sekunden...

Ich wartete. Mein Blick glitt zum Fenster hin. Für einen Moment glaubte ich, daß sich hinter der Scheibe ein mir bekanntes Gesicht abzeichnete. Bevor ich mich näher darum kümmern konnte, war es wieder verschwunden. Hatte nicht die Zigeunerin so ausgesehen? Der Druck nahm zu.

Eine halbe Minute.

Aus dem Revierraum hörte ich die Stimme des Sergeant Pick. Er gab Anweisungen, die Waffen nachzuladen. Nutzen würde es nicht viel. Vielleicht beruhigte es die Männer.

»Mazara!« Ich hatte es noch einmal versucht, aber der Dämon hielt sich geschickt zurück.

Er wartete die Zeit ab.

Wieder vergingen die Sekunden.

Bis zehn zählte ich mit. Und bei acht hörte ich die leisen Schritte in dem Gang aufklingen, in dem auch die Zellen lagen.

Er kam...

Ich ging zurück, drehte den Kopf, sah ihn aber nicht, hörte nur die Schritte einer unsichtbaren Gestalt. Mir rann es kalt den Nacken hinab. Ein letzter Blick auf die Uhr. Noch eine Sekunde. Mitternacht!

Und da verlöschte schlagartig das Licht, so daß ich in tiefer Dunkelheit dastand. Auch eingebettet in ein lastendes Schweigen, das erst durch ein leises, höhnisches Lachen unterbrochen wurde. Das mußte Mazara gewesen sein!

Auch die anderen warteten. Alle waren nervös, Pick aber zeigte es am deutlichsten. Er trank Kaffee, schritt wie ein gereizter Tiger im Käfig auf und ab und horchte, ebenso wie die Cops, hin und wieder in den Gang hinein, in dem sich John Sinclair aufhalten mußte. Suko hielt den Mann fest. »Nun bleiben Sie mal etwas ruhig. Sie machen die anderen noch nervöser.«

»Ich bin aber jemand, der Action haben muß.«

»Reicht Ihnen das bisher Erlebte nicht?«

Pick wischte seine Stirn trocken. »Das Erlebte?« Er lachte auf. »Was haben wir denn dagegen schon unternehmen können? Nichts, verdammt, überhaupt nichts. Und ich weiß genau, daß es erst der Beginn gewesen ist. Es kommt noch schlimmer.«

Suko hatte keine Lust, auf das Thema näher einzugehen, deshalb schlug er vor, Beobachtungsposten an den Fenstern zu setzen.

»Wieso?« fragte jemand.

»Weil wir noch Besuch erwarten.«

»Sie denken an die Vampire«, sagte Pick.

»Richtig.«

Der Sergeant warf Suko einen widerwilligen Blick zu, und der Inspektor mußte lächeln. »Wollten Sie nicht Action haben?« fragte er.

»So meinte ich das nicht.«

Zwei Cops besetzten die Posten. Es waren Chet Zingara und Wayne Mandell. Sie legten ihre Hände neben die Köpfe und brachten die Augen dicht an das Glas.

Suko blickte auf die Uhr. »Noch eine Minute bis Mitternacht!« meldete er.

»Daß Sie sich so auf diese Zeit versteifen!« bemerkte Pick. Er wich nicht mehr von der Seite des Chinesen.

»Weil ich die Vampire kenne.«

»Greifen sie nur um Mitternacht an?«

»Nein, aber das ist gewissermaßen für sie der Startschuß. Daran hat sich in langen Jahrhunderten nichts geändert.«

»Sie kommen!« Chet hatte es gemeldet. Er stand noch immer am Fenster, drehte sich nun um und schaute in den Raum hinein. »Es sind zwei Wagen, die ich gesehen habe.«

»Wirklich?« fragte Pick.

»Ja.«

Suko war schon bei ihm und schaute durch die Scheibe. Chet hatte sich nicht getäuscht. Die beiden Patrol Cars fuhren dicht nebeneinander. Ihre Scheinwerfer hatten sie eingeschaltet. Die breiten Lichtbänder huschten nicht nur über den Boden, sie tupften bereits gegen die Mauern des Gebäudes, bewegten sich auch dort im Rhythmus des Fahrstils auf und nieder, so daß sie ebenfalls über die Scheiben glitten. Sehr langsam fuhren sie, aber sie würden pünktlich um Mitternacht ihr Ziel erreicht haben.

Das geschah auch.

Die Zeit war um.

Gleichzeitig geschahen zwei Dinge. Einmal stoppten die Fahrzeuge ab, zum anderen verlöschte urplötzlich das Licht.

Die Zeit der Blutsauger war da!

Zuerst hatte ich das Gefühl, als hätte mir jemand einen Sack über den Kopf gestreift, so dunkel war es plötzlich. Bis ich Umrisse erkennen konnte, vergingen einige Sekunden, und ich blickte dabei in den Gang hinein, wo ich Mazara vermutete. Ich sah ihn nicht. Nur die Finsternis ballte sich zwischen den Wänden und den Gittern der Zellen zusammen. Aber es war jemand da.

Innerhalb der Dunkelheit bewegte sich etwas. Ich hatte auch das Lachen noch im Ohr, das mich ebenfalls wieder erreichte, so daß es mich wie ein Blitzstrahl durchfuhr.

Ich wußte jetzt, wer Mazara war.

Die alte Zigeunerin!

Nur sie besaß dieses Lachen und auch die typische Stimme, die man einfach nicht vergessen konnte. Sie sprach mich sogar an. »Bist du überrascht?«

»Das kann man wohl sagen.«

Wieder erklang aus der Dunkelheit das Lachen. »Du darfst auch überrascht sein. Mazara hat genau gewußt, was er tat. Er suchte sich einen Körper aus. Das ist sein Gebiet, es gehört ihm, man nahm es ihm weg, dafür rächt er sich.«

Aus jedem Wort schwang der Haß mit, den diese Person für mich empfand. Und doch hatte sie mich gewarnt. Das verstand ich nicht, und darüber wollte ich auch mit ihr sprechen.

»Wieso hast du mich gewarnt?«

»Weil ich wußte, daß du nicht verschwinden würdest. Ich wollte, daß du bleibst. Wenn Mazara sich rächt, soll auch sein gefährlichster Gegner mit in den Kreislauf hineingezogen werden. Ihr seid des Todes, meine Diener sind bereits da. Sie werden kommen und ihre Zähne in eure Hälse beißen, das verspreche ich euch!«

Im Prinzip hatte sie recht. Aus lauter Spaß waren die Vampire nicht durch die Bronx gegeistert. Aber auch ich wollte nicht aufgeben, holte meine Lampe hervor und schaltete sie ein.

Der Strahl stach hell und bleich in den Flur. Ich rechnete damit, die Gestalt der Zigeunerin zu treffen, das war leider nicht der Fall. Sie hatte sich in Luft aufgelöst, nur mehr das Lachen schwebte mir entgegen. »Du mußt schon schneller sein...«

Diesmal klang die Stimme im Büro auf.

Ich sprang über die Schwelle, leuchtete in die Runde — und ich sah sie am Fenster.

Für einen Moment nur, aber der reichte aus, um Einzelheiten wahrnehmen zu können.

Vor mir stand eine scheußliche Gestalt. Eine Mischung aus altem Weib und gefährlichem Monster. Das Gesicht bestand praktisch aus zwei Hälften. Einer normalen rechten Seite und der linken des Indianer-Vampirs Mazara. Ein uraltes Gesicht, das mich an ein dünnes Flechtwerk erinnerte. Durch dessen Triebe lief eine rote Flüssigkeit.

Wahrscheinlich Blut.

Ich wollte mein Kreuz schleudern und es gleichzeitig aktivieren, als sich die Gestalt zurückzog.

Wieder war sie innerhalb einer Sekunde verschwunden, ich hatte das Nachsehen und auch keine Lust, mit mir Katze und Maus spielen zu lassen. Deshalb lief ich zu den anderen zurück.

Auch im großen Revierraum brannte keine Lampe mehr. Man hatte Taschenlampen genommen, um sehen zu können. Die Strahlen bewegten sich im Rhythmus der Hände. Sie strichen manchmal über die Wände, berührten auch den Boden oder die Gesichter der Männer. Pick hatte mich entdeckt. Seine Gestalt taucht vor mir wie ein Schatten auf. »Sie sind da, Sinclair!«

»Wer? Die Vampire?«

»Ja.«

»Und was haben Sie getan?«

»Noch nicht viel. Nur die Tür abgeschlossen. Wenn sie reinwollen, müssen sie durch die Fenster, und das wird bei diesem schußsicheren Glas schwierig sein.«

»Gratuliere, die Idee war gut. So können wir sie vielleicht vor der Tür halten.«

Vom Fenster her rief Suko nach mir. »Willst du dir das mal ansehen, John?«

»Klar.«

Als ich neben ihm stand, bekam er von mir blitzschnell eine Erklärung zu dem Erlebten. »Dann ist Mazara frei?«

»Leider.«

Wir schwiegen, denn bei den zwei Patrol Cars wurden die Türen aufgestoßen.

Aber nur aus einem Wagen stiegen die Gestalten. Es waren fünf. Uns bot sich ein völlig normales und dennoch unheimliches Bild. Vor einem Revier halten des öfteren Streifenwagen, es war auch normal, daß Polizisten ausstiegen. Auf den ersten Blick sahen diese nicht anders aus als ihre Kollegen.

Sie trugen die blauen Uniformen, dazu die Mützen mit den halbrunden Schirmen, Koppel, Revolver und Schlagstöcke.

Nur bewegten sie sich anders. Sie gingen langsamer, manchmal schlafwandlerisch, und sie wandten sich der Reihe nach dem Eingang zu, um das Gebäude zu stürmen.

Suko lachte leise. »John, wenn wir die Nerven behalten, können wir sie vernichten. Die Tür ist abgeschlossen. Sie müßten sie auframmen. Das kostet Zeit, so daß wir sie der Reihe nach in Empfang nehmen können und mit Peitsche...«

»Ich weiß Bescheid.«

Bevor Suko noch etwas hinzufügen konnte, hatte ich den Platz schon verlassen und war auf die Tür zugehuscht. Nichtsahnend betrat ich den Flur, der zum Ausgang führte. Dort standen noch die leeren Bänke, schwach hoben sie sich aus der Dunkelheit ab.

Die Gestalt sah ich gar nicht. Ich bekam nur den Hieb mit, der mich in Nacken und Schulter traf.

Da hat einer mit einem Hammer zgedroschen, dachte ich, bekam weiche Knie und sackte dem Boden entgegen.

Ich brach zusammen, blieb aber nicht liegen, sondern rollte mich auf den Rücken und konnte plötzlich den erkennen, der mich niedergeschlagen hatte.

Es war ein Cop!

Nein, ein Vampir, von dem wir bisher noch nichts gewußt hatten.

Denn mit gefletschten Zähnen starrte mich Sergeant Ofiro an. In der rechten Hand hielt er einen Schlüssel, mit dem er die verschlossene Haustür für die Todesbrut geöffnet hatte.

Die nahmen natürlich die Chance wahr. Es mußten mehrere gewesen sein, die sich von außen her gegen die Tür warfen, denn sie knallte laut nach innen. Die Vampirmeute stürmte in den Flur des »Turms«. Ich quälte mich hoch. Nicht einmal bis auf die Knie ließ man mich kommen, denn der Sergeant fiel wie ein gefüllter Kohlesack auf mich nieder, um seine Beißer in meinen Hals zu stoßen...

Er hatte das Rauchen zwar aufgegeben, aber seit dem gestrigen Tag steckte die Schachtel Zigaretten wieder in seiner rechten Jackentasche, wo sie auch damals ihren Stammplatz gehabt hatte. Der Druck war einfach zu groß, und G-man Abe Douglas griff immer öfter zum Glimmstengel.

Hamilton saß ihm gegenüber. Nach dem plötzlich unterbrochenen Telefongespräch war ungefähr eine Minute vergangen. Der Captain hatte Alarm geschlagen. Beamte des technischen Dienstes suchten fieberhaft nach dem Fehler und auch nach einer Möglichkeit, die Leitung wieder in Ordnung zu bringen. Beide Männer glaubten nicht an eine natürliche Ursache, sondern an eine Störung von außen.

»Daran haben die Vampire gedreht!« Hamilton ließ sich von seiner Meinung nicht abbringen.

»Gut.« Der blonde Douglas nickte und stäubte Asche ab. »Was machen wir?«

»Hinfahren!«

»Mit welcher Besatzung?«

Hamilton verzog das Gesicht. »Wenn ich wüßte, daß woanders keiner meiner Leute gebraucht würde, nähme ich mit einer Hundertschaft die Bronx auseinander. Aber so...« Der mächtige

Mann hob die Schultern und zog ein bekümmertes Gesicht. Er wirkte plötzlich hilflos. Bei den vorherigen Fällen, die er miterlebt hatte, war der Gegner leicht zu lokalisieren gewesen. Das sah jetzt anders aus.

Jemand rief an. Es war der Chef der technischen Abteilung. »Der Defekt liegt bei uns nicht. Der Anschluß im Revier ist voll gestört. Wenn ich das so sehe, scheint im Turm aber auch gar nichts zu funktionieren. Die sind vom Strom abgeschnitten.«

»Gibt es da kein Notstrom-Aggregat?« fragte Hamilton.

»Manchmal kommt ein Unglück selten allein. Natürlich existiert so etwas. Aber wenn es der Teufel will, fällt beides aus. Das scheint hier der Fall gewesen zu sein.«

»Okay, ich danke Ihnen.«

Douglas hatte mitgehört. Auch er legte den Hörer nieder. »Jetzt sind wir am Zug, Captain.«

»Haben Sie einen Vorschlag?«

»Wir fahren hin.«

»Allein?«

»Mit einem Mannschaftswagen, schätze ich. Wenn die Männer nicht ausreichen, werde ich vom FBI Nachschub anfordern.« Douglas sprang auf. »Kommen Sie, bevor es zu spät ist!«

Hamilton gab noch die entsprechenden Anweisungen. Er konnte sich auf die Bereitschaftspolizisten verlassen. Sie hatten einen verdammt weiten Weg vorsieh, da sie Manhattan durchqueren mußten, um in die Bronx zu gelangen.

Douglas fuhr keinen Jaguar wie sein berühmter Kollege, sondern verließ sich auf einen Dienstford, der allerdings eine besondere Maschine besaß und auch mit Sirene und Rotlicht ausgerüstet war. Die Sirene jaulte, das Rotlicht zuckte. Hinter ihnen fuhr der Mannschaftswagen.

Beide Männer wurden in die Sitze gepreßt. Hamilton hielt über

Telefon Verbindung mit dem nachfolgenden Fahrzeug. In einer Sprechpause redete er mit sich selbst. »Vampire, verdammt noch mal. Wenn mir das jemand vor zwei Wochen gesagt hätte, wäre er in eine Irrenanstalt eingeliefert worden.«

Douglas lachte. »Vampire, Captain? Na und? In einer Zeit wie der heutigen ist doch alles möglich — oder?«

»Ich kann aber darauf verzichten.«

»Ich auch«, erwiderte der G-man und jagte schon den Broadway hoch in Richtung Norden...

Mit einem Biß wollte der Blutsauger alles erledigen. Er fühlte sich ungemein stark. Zudem war es seinen Artgenossen gelungen, in den Turm einzudringen, und so warf er sich mit seinem vollen Gewicht mir entgegen.

Er fiel auf die Knie und wurde zur Seite abgedrängt. Jedenfalls schaffte er es nicht, seine Zähne in meinen Hals zu versenken. Dafür bekam er meine rechte Faust zu spüren, die ich unter sein Kinn hämmerte. Ein Mann hätte geschrien, er fiel nur um und rollte sich dabei weiter. Mir blieb ein kurzer Zeitraum, um die andere Szene zu erleben, die sich in meiner unmittelbaren Nähe abspielte.

Vier Blutsauger in Uniform hatten den langen Flur der Burg betreten. Sie wollten Blut, die Uniformmützen hatten sie in den Nacken geschoben, die Gesichter waren frei, zumeist verzerrt, mit weit aufgerissenen Mäulern, so daß ich auf die langen, nach unten ragenden Zähne schauen konnte.

An der zweiten Tür drängten sich die richtigen Cops. An ihrer Spitze stand Sergeant Pick. Er hielt seinen Revolver fest, schoß aber nicht, das übernahm Suko.

Bewaffnet mit der Silberkugel-Beretta und ausgefahrener Dämonenpeitsche wollte er unter den Vampiren aufräumen. Wie und ob er das schaffte, bekam ich nicht mehr mit, denn Sergeant Ofiro

wollte mir wieder an die Kehle.

Er warf sich abermals auf mich zu. Ich hämmerte dazwischen. Und diesmal mit dem Kreuz.

Hart klatschte das geweihte Metall in sein Gesicht. Ich sah den Abdruck, hörte ein Zischen, und sein mörderischer Todesschrei hallte durch den langen Flur.

Er fiel zurück, landete auf seinem Rücken, wollte wieder hoch, schaffte es aber nur, den Kopf ein wenig in die Höhe zu heben, so daß ich noch sein Gesicht erkennen konnte.

Im Schein der Taschenlampen sah es furchtbar aus. Der Abdruck des Kreuzes hatte sich tief in die Haut gegraben. Es holte das Böse aus ihm hervor, und der Sergeant fiel schließlich mit einem Ruck endgültig auf den Boden zurück, wo er liegenblieb.

Auf das Krachen der Schüsse hatte ich nicht geachtet. Die Vampire waren von unserer Abwehr vollkommen überrascht worden. Zudem leuchteten die Stablampen die Szene noch aus und gaben ihr einen fahlen, schattenscharfen Schein, der auch etwas von der Unheimlichkeit mit rüberbrachte, die herrschte. Drei Vampire hatte mein Partner getroffen. Er selbst kniete breitbeinig, auf seine Peitsche verließ er sich nicht mehr. Die Waffe war einfach schneller, und Suko unterstützte seine Schußhand noch mit der Linken. Der vierte Vampir entwischte ihm. Zur Haustür konnte er nicht laufen, da war sein Weg von seinen Artgenossen versperrt, die auf dem Boden lagen und sich wanden.

Deshalb rannte der letzte noch lebende Blutsauger in die andere Richtung. Es war sein Pech, daß er dabei an mir vorbei mußte, und ich machte einen langen Arm.

Plötzlich hatte ich ihn. Der rechte Arm schob sich zwischen seine Beine. Er wollte zudem noch weiterlaufen, verlor aber das Gleichgewicht und segelte hin.

Ich hechtete mich auf ihn.

Als er sich herumwerfen wollte, erwischte ich ihn. Diesmal krachte ich auf den Rücken eines Blutsaugers und preßte ihn hart zu Boden. Zwar warf er sich hoch, bockte wie ein Pferd und schrie im nächsten Augenblick ebenfalls tierisch, als ich ihm das Kreuz in den Nacken preßte. Sofort erlahmte sein Widerstand.

Unter mir wurde er schwach. Seine unnatürliche Kraft wurde aus dem leblosen Körper getrieben. Der Schrei endete in einem schmerzhaften Heulen, und ich konnte ihn loslassen, drehte mich zur Seite, stand auf und fuhr herum.

Auch Suko kam hoch. Er lud bereits seine Beretta nach, nickte mir zu und sagte: »Das war's.«

Tatsächlich lagen vier Blutsauger am Boden. Getroffen von geweihten Silberkugeln, die ihrem furchtbaren Dasein ein Ende gemacht hatten. Es war ein schlimmer, ein gnadenloser Kampf gewesen, der mich selbst anwiderte, aber anders konnten wir die Brut nicht zerstören. Vier tote Polizisten lagen im Flur. Erlöste Leichen, die nichts Vampirisches mehr an sich hatten, und es verfaulte auch keiner der Toten. Sie hatten noch nicht so lange zu den Blutsaugern gehört. Nur bei Ofiro blieb das Zeichen des Kreuzes quer auf seinem Gesicht eingraviert. Im Nacken des letzten Vampirs war es nicht zu sehen. Selbst die abgebrühten Bronx-Cops bekamen das Grauen aus ihren Gesichtern nicht weg. Sergeant Pick stand da, ohne sich zu rühren. Sein Blick wechselte zwischen uns und seinen toten Kollegen hin und her.

»Wieso?« fragte er flüsternd, »wieso sie und nicht wir?«

»Weil Sie keinen Kontakt mit Mazara gehabt hatten«, gab ich ihm zur Antwort.

Es brachte nichts, wenn wir uns noch länger bei den Cops aufhielten. Vier Vampire waren erledigt worden.

Fünf weitere gab es noch, und die lauerten sicherlich noch draußen vor dem Turm.

Suko hatte den gleichen Gedanken gehabt wie ich. Er war schon durch die offene Tür gehuscht, als ich ihm folgte. Jetzt merkte ich doch die Nachwirkungen des Treffers, der mich ganz schön durchgeschüttelt hatte. Zwischen Schulter und Nacken lag eine dumpfe Taubheit. Suko stand mit gezogener Waffe am Fuß der Treppe. Wie ich bekam er ebenfalls mit, daß die vier Türen des zweiten Streifenwagens wieder zufielen, obwohl ein Vampir noch draußen stand und von der anderen Seite sich die Gestalt der Zigeunerin näherte.

Ich hatte den besten Überblick und Sichtwinkel. Mein Ruf erreichte Suko.

»Das ist Mazara!« schrie ich und deutete nach links. Die Frau lief schneller, und es war klar, daß sie ihre Blutsauger nicht im Stich lassen würde.

Nicht umsonst hatten sie einen nach vorn geschickt. Als Polizist war er natürlich bewaffnet. Leider nicht nur mit einem Revolver, denn wir sahen, wie er plötzlich etwas von seinem Gürtel loshakete, was einem Vampir gar nicht gut zu Gesicht stand.

Eine Handgranate!

Im gleichen Moment schoß der Streifenwagen los, und wir hörten aus der Ferne Sirenengeheul und sahen schon die Ausläufer eines flackernden Rotlichts durch die einsame Gegend geistern. Der Vampir riß den Bügel ab.

Dann hob er den Arm, um die Handgranate zu schleudern. Ich feuerte auf ihn und warf mich mit einem Hechtsprung nach rechts neben die Treppe, damit sie mich ein wenig vor der anrollenden Druckwelle schützte...

Das Höllenei beschrieb einen Bogen. Wahrscheinlich sollte es zwischen Suko und mir landen, um möglichst uns beide zu erwischen. Genaues wußte ich darüber nicht, ich hatte nur Angst, daß

die Zeit nicht ausreichte. So hörte ich, wie die Granate auf die Stufen der Treppe prallte — und detonierte.

War das ein Krach! Zum Glück hatte ich meinen Kopf durch die Arme und das Jackett geschützt.

Die Druckwelle war auch nicht das Schlimmste. Am meisten Angst hatte ich vor den verfluchten Splintern, die gefährliche Wunden reißen konnten. Beides verschonte mich. Nur die Taubheit in meinen Ohren blieb noch, aber sie ließ sich verkraften.

Mir war nicht bekannt, ob der Blutsauger noch weitere Handgranaten bei sich trug, dann konnte ich nämlich einpacken. Ich kam auf die Beine, sah Cops auf der Treppe liegen, die von der Druckwelle umgeworfen waren und sich nicht rührten.

Ich entdeckte auch den Blutsauger. Er hatte die Granate geschleudert, aber auch einiges mitbekommen.

Von der Druckwelle war er zu Boden geschleudert worden. Splitter hatten ihn gezeichnet, einen Teil der Uniform durchbohrt und waren auch in seinen Körper gedrungen, ohne ihn allerdings tödlich zu verletzen. Nicht weit von ihm entfernt lag Suko auf der Seite. Er hatte ein Bein angezogen und wirkte wie tot. Ich konnte mich nicht um ihn kümmern, denn der Blutsauger kam wieder hoch.

Da hielt ich schon die Beretta fest.

Meine Kugel schleuderte ihn zurück. So wie er zuvor gelegen hatte, blieb er auch, und ich konnte zum erstenmal aufatmen, obwohl die Gefahr nicht vorbei war.

Das Patrol Car war verschwunden. Die Zigeunerin mußte noch schnell eingestiegen sein und einen neuen Befehl gegeben haben. Am Turm hatte es für die Bestien Schwierigkeiten gegeben, jetzt würden sie es sicherlich woanders versuchen.

Das Wimmern der Sirene hallte durch die leeren Straßen. Der Wagen raste herbei. Erst jetzt erkannte ich, daß er von einem zweiten Fahrzeug begleitet wurde. Es war ein Mannschaftswagen mit

kastenförmigem Aufbau. Auf seinem Führerhaus drehte sich ein rotes Warnlicht. Wer immer da auch ankam, Vampire waren es sicherlich nicht. So blieb mir Zeit, mich um Suko zu kümmern, während aus der offenstehenden Tür des Reviers die Cops drängten und sich um ihre auf den Stufen liegenden Kameraden kümmerten. Suko schaute mich an. Als ich neben ihm stand, hob er den Arm. Ich streckte meinen aus und faßte nach seiner Hand. So zog ich ihn auch in die Höhe. »Das hat mich umgehauen, John. Ich war für einige Sekunden wie benommen. Aber jetzt geht es. Und du?«

»Ich bin okay.«

»Wo sind die Blutsauger?«

»Verschwunden.«

»Mist.«

»Kannst du wohl sagen. Die jagen jetzt durch New York. Zudem ist Mazara noch zu ihnen in den Wagen gestiegen. Wir haben es noch mit fünf Vampiren zu tun. Über die Waffen, die sie besitzen, gibt es für mich keine Klarheit. Handgranaten könnten dabei sein.«

»Dann gute Nacht.«

Zunächst war das Thema für mich erledigt. Ich ging zur Treppe und schaute nach den Cops.

Die beiden waren zum Glück »nur« verletzt. Einer blutete im Gesicht. Er wurde von den Kollegen wieder ins Haus getragen.

Inzwischen hatte uns auch der Streifenwagen erreicht. Zwei Männer hatten in ihm gesessen.

Captain Hamilton und Abe Douglas. Hamilton hatte noch keine Zeit, mit mir zu reden. Er kümmerte sich um die Männer des Einsatzkommandos, die vom Wagen sprangen und sich mit schußbereiten Waffen verteilten. Ich hob die Hand und winkte Abe zu. Er kam und hörte meine Stimme, als ich ihm entgegenrief. »Die Blutsauger sind verschwunden, tut mir leid. Sie können die Leute wieder einsteigen lassen.«

»Ich weiß, John.« Er deutete in die Fluchtrichtung. »Wenn sie uns entgegengekommen wären, wir hätten sie gestoppt. Jetzt haben wir das Nachsehen, verdammt.«

»Und New York ist groß.«

»Wem sagen Sie das?«

Hamilton kam auch. »Reinfall, nicht?«

»Wie man's nimmt. Eine Reihe dieser Blutsauger haben wir erledigen können, doch andere konnten fliehen. Wenn Sie ins Revier gehen, Captain, machen Sie sich auf etwas gefaßt.«

»Wieso?«

»Da liegen die Vampire und auch Lieutenant Ralston. Ihn hat es ebenfalls erwischt. Er hatte sich selbst getötet, wurde aber zum Zombie und erschöß einen normalen Kollegen.«

Hamilton war bleich geworden. »Das ist ja wie im Krieg!« hauchte er.

»Manchmal sogar noch schlimmer. Befindet sich die Bronx nicht in einem permanenten Krieg?«

Meine letzten Worte hörte er schon nicht mehr, weil er die Treppe hochrannte, nach Pick schrie und im Turm verschwand.

»Sie haben nicht übertrieben, John?« fragte mich der G-man. Mein Blick glitt über die schwerbewaffneten Männer des Einsatzkommandos, die sich vordem Revier aufgebaut hatten. Für sie war nichts mehr zu tun. Besonders gut fühlte ich mich nicht. Trotz einer gewissen Mattheit war ich innerlich aufgeputscht, denn diese Nacht hatte noch nicht ihr Ende gefunden.

Die Jagd ging weiter...

Hamilton kam zurück. Sein Gesicht sah grau aus, er hatte die gesamte Tragweite dessen erkannt, das wir hinterlassen hatten. Als er vor mir stehenblieb, fehlten ihm zunächst die Worte. Nach einer Weile flüsterte er: »Das mußte wohl sein.«

»Ja, Captain.«

Suko meinte: »Es geht weiter, Captain. Die Jagd ist noch nicht zu Ende. Denken Sie daran, daß einige Blutsauger in einem Streifenwagen unterwegs sind.«

»Damit werden unsere schlimmsten Befürchtungen wahr«, sagte Abe Douglas. »Verflucht, wären wir doch um zwei Minuten früher hier erschienen, dann hätten wir sie stoppen können.«

Ich widersprach ihm nicht.

»Haben Sie schon eine Beschreibung durchgegeben?« fragte der Captain den G-man.

»Das wollte ich Ihnen überlassen.«

»Gut« Hamilton nickte. Er setzte sich in den Streifenwagen und nahm mit der Zentrale Kontakt auf. Die Fahndung würde in der nächsten Minute anlaufen. Man würde den Streifenwagen mit seinem gefährlichen Inhalt suchen, finden, vielleicht auch stoppen. Was passierte dann? Fünf bewaffnete Vampire konnten eine Hölle in den New Yorker Straßen entfesseln, wie sie kaum vorstellbar war. Hamilton kam wieder zu uns. Er sah ziemlich traurig aus und schien von seiner eigenen Methode nicht eben überzeugt zu sein. »Es wird eine Großfahndung ausgelöst. So etwas kenne ich. Die können nicht entkommen.«

»Haben Sie den verantwortlichen Leuten auch erzählt, wer sich in diesem Streifenwagen befindet?«

»Ja und nein.«

»Wieso?«

»Meinen Sie, mir hätte es jemand abgenommen, wenn ich von Vampiren geredet hätte?«

»Wohl kaum.«

»Deshalb habe ich den Kollegen Anweisung gegeben, uns sofort Bescheid zu geben.«

»Die verkriechen sich wie Ratten.« Abe hatte eine andere Meinung. Ich schüttelte den Kopf. »Glauben Sie das nur nicht. Vampire sind

keine Ratten, und die werden sich auch nicht verkriechen. Die sind unterwegs, um sich zu stärken. Sie brauchen Blut, und das werden sie, verdammt noch mal, auch genug finden.«

Wieder fuhren zwei Wagen herbei. Einer brachte den Arzt mit, der sich um die Verletzten kümmern sollte. Die Mordkommission würde auch noch erscheinen, so lange wollten wir nicht bleiben.

Hamilton gab den Leuten vom Bereitschaftsdienst neue Anweisungen. Sie wurden vorerst nicht gebraucht und kletterten auf ihren Wagen. Allerdings fuhren sie noch nicht ab.

Wir standen neben Hamiltons Fahrzeug und hielten Kriegsrat. Uns war nur bekannt, welche Richtung die Vampire eingeschlagen hatten. Sie waren nach Süden gefahren.

»Da öffnet sich ihnen Manhattan!« sagte Douglas. »Das wird auch wohl ihr Ziel sein.« Der G-man hob die Schultern.

»Ich jedenfalls möchte nicht hier stehenbleiben und warten«, erklärte Suko. »Meiner Ansicht nach splken wir ebenfalls in diese Richtung fahren. Wenn wir hierbleiben, erreichen wir nichts.«

Niemand widersprach dem Vorschlag. Hamilton sprach noch einige Worte mit Sergeant Pick, der während des Dialogs Suko und mir mehr als einen scheuen Blick zuwarf.

Dann stiegen wir ein.

Suko und ich drückten uns in den Fond. Als ich die weichen Polster spürte, kam auch die Müdigkeit. Am liebsten hätte ich die Augen geschlossen und wäre eingeschlafen.

Das konnte ich mir nicht leisten. Fünf Vampire würden mich auch noch eine Nacht wachhalten.

Abe fuhr. Bevor er startete, fragte er noch: »Wenn wir sie bis zum Anbruch der Tages nicht erwisch haben, werden die Blutsauger gezwungen sein, sich zu verstecken.«

Suko und ich gaben ihm recht.

»Die Frage ist nur — wo?«

»Der Woodlawn Cemetery käme nicht in Frage«, meinte Suko.

»Das Versteck ist bekannt.«

»Ich könnte die Friedhöfe bewachen lassen«, sagte Hamilton.

»Die Idee ist nicht schlecht«, murmelte ich. »Wie viele, sind es denn?«

Hamilton hob die Schultern. »Eigentlich zu viele. New York setzt sich aus fünf Stadtteilen zusammen.«

»Also vergessen wir das.«

»Egal, wir fahren.« Abe drehte den Zündschlüssel. Der Motor sprang sofort an.

Wir rollten in Richtung Manhattan, das in all seiner Größe vor uns lag. Dabei hatte ich das Gefühl, in den schluckbereiten Rachen eines Ungeheuers zu rutschen...

New York schläft nie!

Rund um die Uhr ist in dieser Stadt etwas los. Man kann um drei Uhr nachts zum Friseur gehen, eine Kinovorstellung besuchen oder sich einen Anzug schneiden lassen. Alles ist möglich. Die Fahndung lief.

Leider bisher ohne Erfolg. Der Wagen war noch nicht entdeckt worden. Ständig liefen Meldungen ein. Hamilton hatte durch seinen Alarm das unsichtbare Netz quer über New York gespannt und auch andere Stadtteile eingeschlossen.

Alles verlief negativ.

Wir waren sehr langsam gefahren und wirkten dabei wie auf dem Sprung stehend. Der Wagen mit den Cops blieb stets hinter uns. Über Funk standen wir mit den Männern in Verbindung.

Ich rauchte eine Zigarette und schaute aus dem Fenster. Ein anderes New York hielt uns umfängen. Die Bronx und der Turm schienen meilenweit zurückzuliegen. Nicht allein in der Entfernung, auch in der Erinnerung. Jetzt hieß es, sich auf die neuen Möglichkeiten

einzustellen. Wir fuhren den Broadway hinab und befanden uns westlich vom Central Park. Dieser Broadway hatte mit dem, der immer in den Filmen gezeigt wurde, wenig zu tun. Kein Lichterglanz, keine wilden Reklamen, er wirkte abgewrackt und trostlos.

Rechts und links zweigten die schmalen Straßen ab. Das Manhattaner Schachbrettmuster, wie man es immer nannte, war übersichtlich. Auch als Fremder fand man sich leicht zurecht.

Allmählich stießen wir in das Herz von Manhattan vor. Nachdem der Broadway die Amsterdam Ave gekreuzt hatte, wurde es interessant. Das Lincoln Center erschien, die Met, und an der Südwestecke des Central Parks, am Columbus Circle, begann das wahre Leben. Zwar hatten die großen Theater schon geschlossen, dennoch befanden sich genügend Menschen auf der Straße.

Zumeist waren es Typen, die tagsüber schliefen. Zweibeinige Nachtratten, auf der Suche nach einem schnellen Deal. Leichte Mädchen lockten ebenso wie die bunten Reklamen der Peep-Shows und Sex-Shops.

Restaurants, Kinos, Bars — das war Leben mitten in der Nacht. Hektik im Schein eines künstlichen Lichts.

Menschen, deren Gesichter ungesund aussahen und manchmal ebenso bunt angemalt worden waren wie die Kleidung der Träger.

»Ein Kaffee könnte uns guttun«, sagte Abe.

Wir alle waren dafür.

Natürlich bekamen wir keinen Parkplatz. Douglas stellte den Wagen in eine zweite Reihe. Er brauchte nur über den Gehsteig zu laufen, um den Coffee shop zu erreichen.

Hamilton drehte sich um. Er hatte mittlerweile dafür gesorgt, daß sich der Einsatzwagen von uns trennte. Die Leute warteten an einem bestimmten Ort nahe des Central Parks auf ihren Einsatz.

»Glaubt ihr noch an eine Chance?«

»Daran immer.«

»John, tu mir nicht leid.«

Ich schaute aus dem Fenster. Zwei geckenhaft herausgeputzte Typen starrten unseren Wagen an. Ob sie Männer oder Frauen waren, konnten wir nicht genau erkennen.

Jedenfalls trugen sie nur enge Strumpfhosen und als Oberbekleidung weiße Kunstpelze.

Abe Douglas kam zurück. Hamilton öffnete ihm die Tür. Der G-man hatte nicht nur Kaffee mitgebracht, auch etwas zu essen. Croissants.

»Frisch gebacken«, sagte er. »Ist übrigens hier eine Spezialität. Sie werden mit Lachs belegt.«

Wir bedankten uns. Als mir der frische Geruch der Hörnchen in die Nase stieg, merkte ich erst, wie hungrig ich war. Nebenbei trank ich die schwarze Kaffeebrühe.

Das Zeug glich schon einem Herzschrittmacher. Jedenfalls saß einiges dahinter.

Während unserer Pause nahm Hamilton zweimal Meldungen entgegen. Beide waren negativ.

»Wie vom Erdboden verschwunden!« kommentierte er. »Und wir sitzen hier und essen.«

»Gewissensbisse?« fragte ich.

»Ein wenig schon.«

Ich winkte ab. »Das brauchen Sie nicht, Captain. Auch ein Mensch muß mal was für seinen Magen tun.«

»Ja, das stimmt.«

Abe hatte auch Servietten mitgebracht. Er war als erster fertig und wischte seine Lippen ab. »Wo, zum Teufel, können sich die Blutsauger versteckt halten?«

»Meistens in Gräbern!« antwortete Suko. »In alten prüfen, Jedenfalls dort, wo es dunkel ist.«

»Also unter der Erde.«

»Richtig.«

»Wie wäre es dann mit der Kanalisation?«

Ich gab Abe Douglas recht, widersprach trotzdem. »Am Tage würde ich Ihnen zustimmen. In der Nacht jedoch lieben die Blutsauger ihre Freiheit. Darauf können Sie sich verlassen.«

»Aber New York ist hell.«

»Trotzdem.«

»Sollen wir die Stecknadel weiter im Heuhaufen suchen?« fragte der Captain.

»Es bleibt uns wohl nichts anderes übrig.«

Bevor wir fuhren, erkundigte sich Hamilton noch bei der Zentrale. Da er nicht sofort einhängte, mußte er etwas Ungewöhnliches erfahren haben. Auch seine Haltung hatte sich verändert. Sie war gespannter geworden. Zu dritt beobachteten wir ihn. Er stellte erste Gegenfragen. »Und ihr seid euch sicher?«

Die Antwort konnten wir nicht verstehen, sahen aber sein Nicken.

»Okay, wir fahren hin.«

Er hängte ein und drehte sich uns zu. »Sie haben eine Spur. Der Streifenwagen wurde gefunden.«

»Wo?«

Hamilton grinste mich kurz an. »An der größten Busstation der Welt. Bus Terminal.«

Ich schaute Suko an, der nickte. »Mensch, das kann hinkommen. Gibt es dort nicht auch unterirdische Anlagen?«

»Natürlich«, sagte Abe. »Die Busse fahren auf mehreren Etagen ab. Da herrscht Tag und Nacht Betrieb.«

»Und wo genau steht der Wagen?«

»Auf einem Parkplatz«, erwiderte Hamilton. Er schlug dem G-man auf die Schulter. »Los, jetzt oder nie! Gib Gas, Abe. Wir müssen sie zu fassen kriegen, sonst sieht es böse aus.«

Douglas fuhr an. Jetzt erwies es sich als Vorteil, daß wir nach Manhattan gefahren waren und auch hier gehalten hatten. Bis zu

unserem Ziel war es nicht sehr weit. Wir rollten in Richtung Times Square. Diesmal wimmerte die Sirene auf unserem Autodach. Freie Bahn und auch in der 42th Straße, in die wir einbogen.

Diese Straße kannte auch ich. Sie war weltberühmt geworden, denn hier ballten sich Vergnügen, Sex und Verbrechen auf engsten Raum zusammen. Die 42th Straße hatte eine traurige Berühmtheit erlangt, zudem wurde sie auch als Rauschgift-Hochburg bezeichnet. Dort herrschte mehr Betrieb als am Broadway. Lichtüberflutet waren die Gehsteige. Man lockte die erlebnishungrigen Touristen und New Yorker mit allen Varianten und Angeboten des Sex-Geschäfts. Ich hatte für die künstliche Welt mit der falschen Fassade keinen Blick. Mein Sinnen und Trachten war auf andere Dinge ausgerichtet. Der Bus Terminal war umgebaut worden. Nach mehreren Jahren war er endlich fertig. New York konnte stolz darauf sein, denn die Busse waren eine gute Alternative zum Individualverkehr.

Sogar von der Westküste kamen sie, diese Greyhounds, die langen Überlandbusse, die wie staubbedeckte Ungeheuer aus Aluminium wirkten. Schon bald sahen wir die ersten Busse. Neben ihnen kamen wir uns in dem Patrol Car verdammt klein vor.

Die Sirene war wieder verstummt. Den Parkplatz, auf den es uns ankam, fanden wir schnell.

Zwei Kollegen standen dort und warteten auf uns. Sie leuchteten mit ihren Handlampen.

Neben ihnen stoppten wir.

Hamilton hatte den Wagen als erster verlassen. Auch wir drei stiegen aus.

Der Captain brauchte nur einen schnellen Blick auf den Streifenwagen zu werfen. Nickend wandte er sich an uns. »Ja, das ist der Wagen, Freunde.«

»Nur ist er leider leer«, sagte ich.

»Haben Sie etwas anderes erwartet?« fragte mich Abe.

»Nein.«

Ich schaute auf die zahlreichen Lampen, die ihr kaltes Licht gegen den dunklen Teer der Parkplätze warfen. Vom Hudson her wehte ein kühler Wind gegen unsere Gesichter.

Noch war es relativ gesehen ruhig. Es herrschte normaler Betrieb. Busse kamen, Busse fuhren ab. Menschen stiegen ein und aus. Manche mit Hoffnungen, andere mit Depressionen. Vielleicht verfluchten sie auch den Moloch New York.

»Ist das Gelände überhaupt abzusperren?« fragte ich skeptisch. Abe schüttelte den Kopf.

»Wir werden auch nur die wichtigsten Punkte besetzen lassen«, erklärte Hamilton und gab seine Meldung durch. Er hatte Verbindung mit den Bereitschaftspolizisten im Mannschaftswagen aufgenommen und hoffte, daß sie schnell genug ans Ziel kamen.

»Ich möchte nicht mehr länger warten«, sagte Suko. Damit war ich einverstanden.

Wir ließen Hamilton zurück, dem dies überhaupt nicht gefiel, der aber nichts dagegen machen konnte. Suko und ich kannten uns in diesem Gebiet nicht aus. Dafür Abe Douglas.

»Auf geht's«, sagte er und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Ich habe schon viel erlebt, aber eine Vampirjagd im größten Bus Terminal der Welt ist auch mir noch nicht untergekommen.«

»Dann wird es Zeit, Abe, daß Sie dazulernen«, erwiderte ich.

»Danke, John, aber darauf kann ich verzichten.«

»Fragen Sie mich mal...«

Sie hatten keinen besonderen Grund gehabt, den Bus Terminal anzufahren. Die Vampire waren nur ihrem Instinkt gefolgt und hatten es für gut angesehen, sich in den gewaltigen unterirdischen Hallen auszubreiten. Zudem befand sich auch eine U-Bahn-Station in der Nähe, und die dunklen Tunnels waren zusätzliche Schlupfwinkel.

Man brauchte keine Treppen mehr zu gehen, man ließ sich über Transportbänder oder Rolltreppen fahren.

Das nahmen auch die Blutsauger in Anspruch.

Vier Cops waren es und Mazara!

Ein Horror-Wesen, das zwischen ihnen herschritt und von ihren breiten Körpern gedeckt wurde.

Wer von den normalen Menschen einen Blick in das Gesicht geworfen hätte, dem wäre der Schreck tief in die Glieder gefahren. Die rechte Hälfte des Gesichts war noch menschlich, die linke aber zeigte ein Aussehen, das immer mehr an allmählich verfaulendes Wurzelwerk erinnerte und miteinander verflochten war. Innerhalb dieses magischen Flechtwerks lag das Auge wie eine Kugel im Nest. Auch die Haare wirkten an dieser Seite wie dünne Zweige. Mit ihren Spitzen berührten sie die Schulter. Über den Kopf hatte sich Mazara ein altes Tuch gestreift. Sie hatte es auf dem Weg einfach aufgehoben. Und so gingen sie weiter.

Die zweite Etage hatten sie bereits hinter sich. Breite Rolltreppen brachten sie in die Station. Mehrere Straßen liefen hier zusammen und mündeten in breiten Parkbuchten, wo die Busse wie dampfende Ungeheuer standen. Der Staub und Dreck einer langen Reise klebte an ihnen fest. Übermüdete Reisende hatten die Wagen verlassen. Viele von ihnen suchten einen Platz zum Schlafen. Wer kein Zimmer oder Hotel besaß, ließ sich auf einer der zahlreichen Bänke nieder, die überall für wartende Reisende bereitstanden.

Trotz der späten oder frühen Stunde herrschte reger Betrieb. Und es waren nicht nur Reisende, die sich in den Etagen aufhielten. Auch Abschlepper und Mugger hatten sich unter das Publikum gemischt. Kleine Zuhälter, die durch eine übertriebene Eleganz auffielen. Es waren zumeist Farbige, die sich in den grellen Farben wohl fühlten und mit kalten Blicken die Reisenden beobachteten.

Über allem lag das kalte Leuchtstofflicht der breiten

Deckenlampen. Kioske und Imbißbuden hatten noch geöffnet. Vor ihnen waren die Stände aufgebaut, wo Hungrige eine schnelle Mahlzeit herunterschlangen. Sandwiches, Würste, und Hamburgers wurden hier verkauft. Der Bratgeruch der Imbißstände vermischte sich mit dem Gestank der Abgase.

Die Vampir-Cops kamen von oben. Sie standen wie Figuren auf der breiten Rolltreppe, für jeden sichtbar, und es gab tatsächlich einige Leute, die sich bei ihrem Anblick verdrückten, weil sie ein schlechtes Gewissen hatten.

Es wurden oft genug Razzien durchgeführt, einige Leute blieben immer hängen, und nicht sehr selten, war es den Beamten auch gelungen, größere Fische zu fangen.

Wer in die Gesichter der Cops hätte schauen wollen, dem wäre dies nicht gelungen. Die Vampire hatten die Schirme der Mützen tief in die Stirn gezogen, so daß ein Großteil der bleichen Haut verdeckt war. Zudem hielten sie die Lippen zusammengepreßt, nicht eine Zahnspitze zeigte sich bei ihnen.

Sie sprachen nicht miteinander. Sie hielten sich auch nicht an den seitlichen Gummileisten der Treppen fest. Ruhig standen sie da, beinahe locker, aber ihren Blicken entging nichts.

Während sie den Rest der Strecke fuhren, nahmen sie fast jede Einzelheit in sich auf, und sie zeigten sich sehr zufrieden von dem, was sie sahen.

Da war Blut für sie in rauen Mengen!

Die Treppe spie sie aus. Die Stufen hinter ihnen waren leer geblieben. Es schien so, als hätten die Menschen Angst, mit den Cops in Berührung zu kommen.

Mazara hob den Blick. Zwei junge Mädchen sahen sie zufällig an, erschranken und rannten weg. Ihre Absätze klackten auf dem Steinboden, der mit Unrat übersät war. Die Papierkörbe quollen über. Was sie nicht faßten, wurde zu Boden geworfen.

Ein Bus fuhr in ihrer Nähe an. Sie vernahmen das zischende Geräusch der Druckluftbremsen, als diese gelöst wurden, dann rollte der Wagen vorbei, sie bekamen einen freien Blick und schauten zu einer Lichtinsel hin, wo sich ein großer Kiosk ausdehnte, an dem auch Eßwaren verkauft wurden und runde Tische auf einem langen Metallbein standen. Etwa die Hälfte der Tische war besetzt. Die Menschen aßen und tranken. Sie waren nur mit sich selbst beschäftigt, dem Nachbarn wurde nicht ein Blick zugeworfen.

Die Reihe der Cops lichtete sich ein wenig. Sie vergrößerten die Abstände untereinander, und ihnen fiel sehr bald auf, daß man sie beobachtete. Das war ihnen egal.

Nur ein älterer Mann hatte keine Angst. Er stand von einer Bank auf und schulterte seinen staubigen Rucksack. So schnell er konnte, lief er auf die Cops zu. Sein offener grauer Mantel flatterte.

»Bleibt mal stehen!« rief er mit zittriger Stimme. »Ich habe eine Meldung zu machen.« Seine Schritte wurden langsamer, nur der Atem beruhigte sich nicht.

Die Cops gingen weiter.

»Stehenblei ben!«

Sie kümmerten sich nicht um ihn. Er wurde nicht einmal angeschaut. Bis der Alte es leid war und einen außen gehenden Polizisten am Arm faßte.

»Ich will Ihnen was melden.«

Der Vampir-Cop drehte sich sehr langsam herum. Dann trat er zu. Gleichzeitig stieß er den Mann vor die Brust, der auf den Rücken fiel und schmerzgekrümmt liegenblieb.

Die Vampire aber gingen weiter.

Zahlreiche Zeugen hatten den Vorfall beobachtet. Auf den Gesichtern der Leute breitete sich Unglauben aus. Sie alle waren keine Polizistenfreunde, aber so etwas hatten sie noch nie erlebt. Wie konnten es die Typen wagen, einen Menschen, der sie um Hilfe

bat, auf diese brutale Art und Weise zu verjagen?

Einigen, die an den Tischen standen, wurde es unheimlich zumute. Sie packten ihr Essen und verzogen sich in andere Gegenden. Wieder kam ein Bus. Die großen Reifen schmatzten über den glatten Asphalt. Zischend öffneten sich die Türen. Die Passagiere strömten aus den Eingängen. Einige wandten sich sofort den Rolltreppen zu, andere wollten noch eine schnelle Mahlzeit nehmen.

Die Vampire schritten dem Kiosk entgegen. Noch immer regte sich nichts in ihren Gesichtern.

Die dort Gebliebenen schauten sie an. Ein kraushaariger Puertoricaner, der seinen Kaffee trank, bekam plötzlich das große Zittern. Er war noch nicht lange in New York. In seinem Innern steckte noch die Angst vor den geheimnisvollen Zaubern seiner Vorfahren. Plötzlich spürte er, daß die Cops anders waren.

Sie brachten das Grauen...

Er wollte weg, hatte sich schon geduckt und zur Seite gedreht, als Mazara den Befehl gab. »Packt ihn euch!« Zwei griffen zu. Der Mann begann zu schreien, als sehnige und harte Fäuste ihn zu fassen bekamen, herum wuchteten und mit dem Rücken auf einen der Stehtische drückten.

Pappbecher fegten zu Boden. Auch eine Coladose rollte davon. Kaffee schwappte über, denn die Vampire wußten genau, was sie zu tun hatten. Einer zog den Kopf des Mannes nach hinten. Die Hände hatten sich in das Kraushaar geklammert.

So wurde auch die Haut am Hals gestrafft.

Das wollte der zweite.

Als er sich über sein Opfer beugte, begann der Farbige zu schreien. Der Laut jedoch brach ab, als sich die Zähne des Blutsaugers in seinen Hals bohrten.

Fingernageltief drangen sie ein. Zwei rote Fontänen spritzten in die Höhe. Der Vampir öffnete den Mund, bevor er damit begann, den mit

den Beinen strampelnden Mann auszusaugen.

Der zweite Vampir-Cop ließ die Haare los, er drehte sich um, hielt nach einem weiteren Opfer Ausschau.

Sie töteten unter Zeugen!

Die Menschen - in dieser Stadt einiges gewöhnt - wußten nicht, wie sie sich zu verhalten hatten. So etwas hatten sie noch nie gesehen, und sie bekamen auch mit, wie die Vampire ihre Mützen von den Köpfen schleuderten und ihre Gesichter präsentierten. Nicht allein die, auch die Vampierzähne. Sehr spitz, blutgierig. Rot unterlaufen glänzten ihre Augen. Sie strahlten eine tödliche Kälte ab und natürlich die Sucht auf Blut.

»Nehmt euch alle!« schrie Mazara und umfaßte gedankenschnell die Hüften einer blonden Frau, die zusammen mit der Bestie zu Boden fiel. Mazara lag oben.

Ideal für sie.

Die Mischung aus Monstrum und Mensch öffnete den Rachen, aus dem ein fauliger Geruch strömte.

Wie eine Sirene schrie die Blonde los, während die anderen drei Vampire sich auf die nächsten Opfer stürzten.

Im Nu entbrannte ein Fight auf Leben und Tod!

Zwei dieser gewaltigen Etagenbauten lagen hinter uns. Wir hatten sie durchsucht und keine Spur von den Blutsaugern gefunden. Abe Douglas hob die Schultern. Sein Blick war hart und gleichzeitig auch müde. Ich wußte, daß er fast 48 Stunden auf den Beinen war. Er hätte eigentlich seinen freien Tag gehabt, aber darauf pfiß er.

»Nichts gefunden.«

Ich räusperte mich. »Bei mir ist es das gleiche und bei Suko auch. Vampire erzeugen bei Menschen entweder stummen Schrecken oder Panik. Von beidem haben wir nichts gesehen.«

»Vielleicht haben sie uns genarrt.«

Niemand konnte über Sukos Bemerkung hinweggehen. Der Bus Terminal bot zahlreiche Schlupfwinkel. Die Blutsauger konnten sich vor allen Dingen in die Tunnels verkriechen, aus denen die langen U-Bahnzüge schossen und auf Nimmerwiedersehen verschwinden.

»Wir machen trotzdem weiter«, sagte ich.

Meine beiden Partner waren dafür. Neben uns stand eine Gruppe junger Leute. Sie schienen vom Land zu stammen, hatten eine frische Gesichtsfarbe und den optimistischen Blick der Personen, die bereit waren, eine Stadt zu erobern.

Ein Stück dahinter sahen wir das Gegenteil von dem. Auch Mädchen im gleichen Alter. Sie trugen die jetzt wieder modern gewordenen Miniröcke, lehnten an der Wand und rauchten. Um sie herum lagen zahlreiche Kippen. Die strähnigen Stehhaare hatten die Mädchen grün eingesprayt. Als ich sie anschaute, streckten sie mir die Zunge heraus. Wahrscheinlich hatten sie uns längst als Polizisten erkannt. Wir nahmen die Rolltreppe. Um in die nächste Etage zu gelangen, mußten wir über zwei Treppen fahren. Zwischen ihnen befand sich jeweils eine breite Plattform, bestückt mit Informationstafeln über An- und Abfahrt der Busse. Wir nahmen die erste Treppe und hatten uns hintereinander aufgebaut. Ich bildete den Schluß. Suko stand vor mir. Als wir die Plattform erreichten, veränderte sich das Bild plötzlich, denn von unten her rannten vier Menschen die Rolltreppe hoch. Sie hatten es sehr eilig. Auf ihren Gesichtern stand der Schrecken. Wir hatten sofort begriffen. Ohne den Leuten eine Frage zu stellen, rannte Abe Douglas los. Suko und ich folgten ihm. Wir drängten noch zwei Passagiere zur Seite, als wir an ihnen vorbeihuschten, hörten ihr Schimpfen und Fluchen, kümmerten uns aber nicht darum.

Endlich schauten wir in die große Halle.

Und hörten die schrillen Schreie.

Mit einem letzten Sprung verließ ich die Treppe, blieb zwischen

Suko und Abe stehen, hatte meine Beretta gezogen und schaute dorthin, wo der Schrei aufgeklungen war.

Ein Kiosk stand da. Hinter dem Tresen standen zwei Verkäufer und schauten auf das, was sich ihnen bot.

Die Vampir-Cops waren an ihren dunkelblauen Uniformen sofort zu erkennen. Und sie hatten sich bereits auf die Opfer gestürzt. Einem war es gelungen, einen Mann über einen der Tische zu drücken und die Zähne in den Hals des Bedauernswerten zu schlagen. Dieser Person konnten wir wahrscheinlich nicht mehr helfen.

Dafür der schreienden Frau, die auf dem Rücken lag und sich noch immer wehrte.

Suko schoß zuerst. Zur Sicherheit feuerte er noch eine zweite geweihte Silberkugel ab. Beide trafen voll.

Ob die blonde Frau noch zu retten gewesen war, wußten wir nicht. Jedenfalls wurde der Blutsauger von der Einschlagwucht zur Seite geschleudert und blieb liegen.

Die Schüsse hatten alles verändert. Die Menschen, die bisher unnatürlich ruhig dagestanden und zugeschaut hatten, flohen. Nach allen Seiten spritzten sie davon, aber die Vampire wollten Blut. Sie gaben nicht auf.

Zwei Cops stürzten sich auf sie. Sie warfen sich den Menschen in den Weg, um sie von den Beinen zu reißen.

Wir waren noch zu weit entfernt, um effektiv eingreifen zu können. Auch schießen konnten wir nicht mehr. Zu leicht hätte eine unserer Kugeln einen Unschuldigen treffen können.

Aber die Vampire merkten, wer sich ihnen da in den Weg stellen wollte. Mazara, die sie mitgenommen hatten, sah uns ebenfalls. Wir hörten jetzt ihr Schreien. Sie bewegte hektisch die Arme, gab dabei Befehle, und plötzlich reagierten die Vampire wie Killer.

Sie zogen ihre Waffen.

Die blutsaugenden Cops kannten keinen Pardon. Sie nahmen keine

Rücksicht auf Unschuldige, sie schössen.

Das Krachen der Schüsse erfüllte die gewaltige Halle und pflanzte sich fort bis in den letzten Winkel.

New Yorker scheinen wohl zu wissen, wie sie sich zu benehmen haben, wenn plötzlich Schüsse fallen. Die in unmittelbarer Gefahr schwebenden Menschen jedenfalls reagierten goldrichtig. Sie warfen sich zu Boden. Auch wir lagen flach. Für die anderen beiden konnte ich nicht sprechen, ich wußte auch nicht, wie sie sich aus dem Gefahrenbereich der Geschosse brachten. Ich jedenfalls rollte mich um die eigene Achse und dabei immer weiter.

Durch den Abfall wühlte ich mich, hörte das Krachen der Schüsse und sah auch die Einschläge der Kugeln, wenn sie irgendwelche Gegenstände trafen und diese in die Höhe schleuderten. Dann riskierte ich es, sprang auf die Füße, lief geduckt und im Zickzack weiter, so daß ich in die Nähe eines abgestellten Busses geriet, der mir als Deckung dienen konnte.

Dicht neben dem linken Hinterrad prallte ich gegen die Außenhaut, holte tief Luft und blickte zum Schauplatz des Geschehens hin. Da hatte sich einiges verändert. Die Menschen lagen noch immer am Boden. Einer aber erhob sich. Es war derjenige, der von den Blutsaugern erwischt und mit dem Rücken auf einen der Tische gepreßt worden war, damit man ihm das Blut aussaugen konnte. Das hatte der Wiedergänger geschafft. Der Mann war zu einem Blutsauger geworden. Er stand schwankend da, aus der Wunde am Hals lief noch ein Reststreifen Blut. Er stierte mit hervorquellenden Augen auf seine Fußspitzen. Wahrscheinlich war er noch nicht soweit, um Menschen anzugreifen, ich konnte mich auf die anderen drei Cops konzentrieren und auf Mazara.

Die Vampire hatten sich in den Schatten der Imbißbude zurückgezogen. Was dahinter lag, wußte ich nicht, vielleicht eine Nische oder ein Fluchtweg. Im Moment interessierte es mich auch

nicht. Der erste Schrecken war vorbei. Ich suchte nach meinen Partnern. Suko sah ich in der Flöhe der Treppe. Er hockte mir praktisch gegenüber. Das war gut, so konnten wir die Bestien ins Kreuzfeuer nehmen. Kurz winkte er mir zu.

Da der erste Überfall mißlungen war, mußten sich die Blutsauger etwas anderes einfallen lassen.

Ich dachte wieder an die verdammt Handgranaten. Dabei rann es mir kalt über den Rücken hinab.

Ich erschrak, als ich hinter mir eine flüsternde Stimme hörte. »Was ist denn passiert?«

Bei einem Blick über die Schulter erkannte ich das bleiche und fragende Gesicht des Fahrers. Er hatte die Tür aufgestoßen und stand auf einer der Stufen.

»Bleiben Sie drin und verrammeln Sie Ihren Bus!« fuhr ich ihn an.

»Machen Sie um Himmelswillen keinen Unsinn!«

»Okay, okay!«

Ich war beruhigt und wurde durch eine Bewegung am Kiosk abgelenkt. Schon beim ersten Hinsehen war mir aufgefallen, daß sich die beiden Verkäufer zurückgezogen hatten.

Ihr Platz war von einem anderen eingenommen worden. Abe Douglas, der G-man, schob sich vorsichtig in die Höhe. Ich hatte ihn gesehen, die Blutsauger noch nicht. Er hielt in der rechten Hand den Smith & Wesson. Mit diesen Kugeln schaffte er die Blutsauger nicht, stiftete höchstens Verwirrung, was auch nicht schlecht war. Und Abe schoß.

Plötzlich zerhämmerten die Detonationen der Schüsse die drückende Stille. Die Entfernung war für Treffer nahezu ideal. Die drei Cops wurden getroffen. Sie hatten den Einschlägen der Kugeln nichts entgegenzusetzen. Als wären sie von Dampfhämmerstößen erwisch worden, flogen sie zurück, überkugelten sich, kamen aber wieder hoch und feuerten zurück.

»Abbbbeeee...!«

Mein Schrei ging im Krachen der Vampir-Waffen unter. Ein wahres Bleigewitter entlud sich in der Imbißstube. Die Kugeln hauten das Glas entzwei, zertörten die Rückwand, zerfetzten Karton, fegten Gläser zur Seite und hinterließen Löcher in den großen Cola-oder Limonadenbehältern.

Fontänenartig spritzten die Flüssigkeiten aus den Behältern nach allen Seiten weg. Meine Sicht wurde vernebelt, aber ich wollte auch nicht mehr neben dem Bus bleiben.

Wie ein Sprinter startete ich. Rannte vorbei an den auf den Boden liegenden Menschen, sah, daß sich auch Suko in Bewegung gesetzt hatte und erkannte einen Vampir, der sich mir in den Weg stellen wollte.

Von Suko sah ich nichts mehr. Wahrscheinlich befand er sich hinter der Bude, aber dieser andere Cop feuerte.

Ich schoß auch, verfehlte, aber der andere hatte sich verschossen. Es klickte nur. Dann prallten wir zusammen.

Ich hatte im letzten Augenblick mein rechtes Bein angewinkelt und stieß das Knie vor.

Der Blutsauger bekam es voll mit.

Er wurde nicht nur gestoppt, sondern so weit zurückgeworfen, daß er mit dem Hinterkopf gegen den runden Rand einer der ersten Tische schlug und sich drehend zu Boden ging.

Als ich auf ihn anlegte, sprang mir ein weiterer Vampir in den Schußarm. Kein Cop, sondern das erste Opfer.

Ich sah ihn aus dem Augenwinkel, drehte mich und hämmerte zu. Allerdings mit dem Kreuz.

Er schrie furchtbar, schlug die Hände gegen sein Gesicht, torkelte zurück, stolperte über Menschen, die vor Angst nicht einmal den kleinen Finger rührten, und ging dann abwärts.

Der Vampir-Cop hatte sich wieder gefangen. Sein fahles FLiar lag

strahlenartig auf seinem Schädel. Was er in seinen Uniformtaschen suchte, wußte ich nicht. Vielleicht waren es die verdammten Handgranaten. Ich wollte es nicht darauf ankommen lassen und schoß schneller.

Damit war auch diese Bestie erledigt.

Und das Inferno breitete sich aus. An der Bude sah ich wieder eine Bewegung.

Wer dort lauerte, konnte ich nicht erkennen, dafür passierte etwas anderes.

Auf einmal sprühte dort, wo der Bräter gestanden hatte, eine Stichflamme hoch. Da mußte sich Gas entzündet haben, und das Feuer breitete sich gedankenschnell aus.

Ich dachte auch an die Explosionsgefahr, ließ Blutsauger Vampire sein, drehte mich und rannte zurück. Die Bude flog in die Luft. Die Druckwelle schleuderte mich nach vorn. Ich schlug auf dem Boden auf und rollte mich ab. Dabei sah ich noch die zuckenden Flammen und den schwarzen Rauch, der einen dicken Pilz gebildet hatte und der Decke entgegenstieg.

Diese Halle war zu einem flammenden Inferno geworden, das sich auch seine Opfer geholt hatte...

Es fällt mir schwer, die einzelnen Dinge zu beschreiben, die sich damals abspielten. Es passierte einfach zu viel auf einmal und auch in einer zu kurzen Zeitspanne. Alles drängte sich zusammen. Da wurde die Gewalt komprimiert, Menschen mit hineingezogen - und auch die Vampire. Mich hatte das Feuer nicht erwischt, ich war wieder auf die Beine gekommen, nur mein Gehör hatte gelitten. Ich war vorübergehend taub. Das Feuer loderte hoch.

Sirenen heulten plötzlich los. Irgendwo bei der Feuerwehr wurde der automatische Alarm ausgelöst, und der fettschwarze Rauch zog wie ein träger Nebel durch die Halle. Er verdunkelte auch die Sicht,

so daß man zunächst kaum etwas sehen konnte.

Nur hastende und flüchtende Menschen. Zum Glück half einer dem anderen. Die Kleidung einer Frau brannte. Sie wälzte sich über den Boden und schrie verzweifelt, bis jemand hinsprang und die Flammen auslöschte.

Das brennende Öl und Fett war weit geschleudert worden und hatte flammende Lachen auf dem Boden hinterlassen.

Aber nicht nur die Flüssigkeit brannte. Auch ein Cop stand in hellen Flammen.

Er hatte die Arme hochgerissen. Die Bestie mußte sehr dicht an der Bude gestanden haben und war in einen Kranz aus Flammen gehüllt. Die Gestalt hob sich scharf davor ab. Ich lief zögernd auf ihn zu, sah sein entstelltes Gesicht, über das ebenfalls das Feuer huschte und Einlaß in die Mundhöhle fand.

Dem Blutsauger half keiner mehr. Feuer und fließendes Wasser können Vampire vernichten. So ist es geschrieben worden, und so erlebte ich es hier ebenfalls. Als der Blutsauger zusammenbrach, hatte ich bereits einen Bogen geschlagen und war auch bemüht, den stinkenden Rauchschwaden zu entgehen. Von Suko und Abe Douglas hatte ich bisher nichts entdeckt und konnte nur hoffen, daß sie es ebenso überstanden hatten wie ich.

Die Bude brannte völlig aus. Auch die Zeitschriften und Magazine im Kiosk hatten Feuer gefangen. Oben am Ende der Rolltreppe drängten sich die Gaffer, die in die weite Halle hinab stierten, wo ich mich auf der Suche nach dem letzten Cop und dem Dämon Mazara befand. Beide entdeckte ich nicht.

Es konnte sein, daß der Vampir verbrannt war. Dazu mußte ich näher an die Bude heran. »John!«

Die Stimme kannte ich. Suko hatte mich gerufen. Er befand sich hinter der Bude, winkte mir kurz zu, bevor mir der Rauch die Sicht auf ihn nahm.

Er lebte also noch.

Ich rannte zu ihm. Jemand wollte mich festhalten. Ich drückte ihn zur Seite, und das erschreckte Gesicht verschwand. Dann war ich bei Suko. Neben ihm lag eine Gestalt.

Abe Douglas.

»Tot?«

»Nein, John, nur bewußtlos.«

»Und der letzte Vampir?«

Suko lächelte kalt. Er zog mich einige Schritte vor. In der Wand sah ich die Umrisse einer Eisentür. Mit einer Hand drückte mich mein Partner zurück, mit der anderen riß er die Tür gedankenschnell auf. Ich sprang unwillkürlich zur Seite, denn das Monstrum stürzte mir entgegen.

Es hatte an der Tür gelehnt, aber schon als Toter, denn drei Wundstreifen hatten sich tief in seine Haut gegraben und ihn entsprechend gezeichnet.

»Er lief genau in meine Peitsche«, sagte Suko. Wir beide schauten zu, wie die Gestalt vor unseren Füßen liegenblieb.

»War das alles?« fragte mein Partner.

Ich zählte nach. »Ja, sie sind erledigt.«

Suko schüttelte den Kopf. »Du hast eine wichtige Kleinigkeit vergessen.«

Es fiel mir ein. »Mazara.«

»Genau.«

»Hast du sie nicht gesehen?«

»Nein, John.«

Verdammt. Ich hätte mir selbst irgendwohin beißen können. Dieses Monstrum mußten wir finden, sonst begann alles von vorn. Der Platz hinter der brennenden Bude gefiel uns nicht mehr. Wir nahmen Abe Douglas mit und trugen ihn gemeinsam aus dem unmittelbaren Bereich der qualmenden und brennenden Bude.

Dann kamen die anderen. Mit Gaptain Hamilton an der Spitze stürmten die Cops die breite Rolltreppe hinab. Schwerbewaffnet, aber sie brauchten keine Kugel mehr zu verschießen.

Es war alles erledigt. Oder fast...

Hamilton rannte auf uns zu. Sein Gesicht war hochrot. Mit flackerndem Blick schaute er sich um. Er sah die toten Vampir-Cops, zählte nach und flüsterte: »Alles vorbei?«

»Nicht ganz.«

»Und Douglas?«

»Lebt.«

Er atmete tief aus. Ein Stein war ihm vom Herzen gefallen. Schwer legte er mir seine Hand auf die Schulter. »Es muß die Hölle gewesen sein, nicht wahr?«

»In der Tat. Aber Mazara fehlt noch.«

Zwei Beamte brachten den bewußtlosen G-man weg. »Er hatte zu nahe an der explodierenden Bude gestannd«, erklärte Suko. »Eine Vampirkugel hat ihn zum Glück nicht erwischt, da konnte er schnell genug in Deckung tauchen.«

Der Captain dachte wieder an Mazara. »Ich werde den Männern Bescheid geben, daß sie sich auf die Suche machen. Oben sind die Zugänge abgesperrt. Sie kann nicht raus.«

»Haben Sie auch an die U-Bahnschächte gedacht?« gab ich zu bedenken.

»Nein.«

»Das wäre eine Möglichkeit gewesen.«

Hamilton wischte über sein Gesicht. Der Rauch hatte dort einen grauen Schleier hinterlassen und vermengte sich mit dem Schweiß. »Ich kenne auch die Pläne nicht.«

»Sie sollten trotzdem Ihre Männer losschicken und die Fahrer der Bahnen über Funk warnen.«

Hamilton war schon auf dem Weg, während Suko und ich

zusammenblieben. Wir sahen uns in dieser gewaltigen Halle um. Die zahlreichen, schwerbewaffneten Polizisten hatten sie zu einem regelrechten Heerlager gemacht. Zudem sah es aus wie auf einem Schlachtfeld. Hinzu kam der brennende Kiosk, die langsam niederflammenden Öllachen und die zwischen ihnen liegenden, bewegungslosen Gestalten.

Ein Ort des Schreckens, wie aus einem der apokalyptischen Filme, die im Moment als Trendsetter zu sehen waren.

Der Captain kam zurück. Auch die Feuerwehr traf ein. Lange Schläuche fielen wie dicke Schlangen über die Stufenkanten der Treppe. Schon bald drückten sich die hellen Schaumstrahlen aus den Öffnungen und zielten in die letzten Flammenreste hinein.

»Noch keine Spur von Mazara?« fragte Hamilton.

»Nein.«

»Bei uns auch nicht.«

Suko schlug klatschend auf seine linke Handfläche. »Dabei bin ich fest davon überzeugt, daß sich dieser Dämon noch in der Nähe aufhält.«

Ich schaute ihn schräg an. »Wie kommst du darauf?«

»Das sagt mir mein Gefühl.«

»Einen Beweis dafür hast du nicht?«

»Nein.«

»Hast du sie denn gesehen?«

Suko tippte gegen seinen Nasenrücken. »Laß mich nachdenken. Abe ging ja vor«, murmelte er. »Ich schlich hinter ihm her, weil auch ich mir die Bude ansehen wollte. Du hattest dich mit den Blutsaugern herumgeschlagen, wir wollten sie in die Zange nehmen. Ahe verscheuchte die Verkäufer, dann begann die Schießerei. Abe mußte sich zurückziehen, das Ding explodierte, fing an zu brennen, du kämpfst weiter und ich...« Er schüttelte den Kopf. »Verdammt, ich habe sie doch gesehen. Die Zigeunerin, nicht wahr?«

»Ja.«

Suko drehte sich. »Sie lief praktisch dort hinüber. Ziemlich schnell sogar. Leider wurde der Rauch zu dicht.«

Ich war seiner ausgestreckten Hand mit meinen Blicken gefolgt. Wie gewaltige Parkinseln wirkten die Anfahrflächen der Busse. Busse?

Es machte »Klick« in meinem Kopf. Die Erleuchtung kam schlagartig. Die Busse! Genau das war es. Wo konnte ein Vampir bei diesem Chaos ein besseres Versteck finden?

»Was hast du, John?«

»Ich weiß, wo sie stecken könnte.«

»Und?« Hamilton und Suko fragten es gleichzeitig.

»In einem der Busse.«

Zuerst sagten die beiden nichts. Dann stieß der Captain die Antwort hervor. »Verdammt, John kann recht haben. Die Busse sind ideal, um dort unterschlüpfen zu können. Wir werden sie auseinandernehmen und...«

»Nichts, Captain. Ich möchte keinen der Fahrer in unnötige Lebensgefahr bringen.«

»Aber wie wollen Sie...?«

»Die kriegen wir schon. Jedenfalls werden Suko und ich in die Nähe der Busse gehen und uns dort einmal umschaun. Halten Sie Ihre Männer aber in Bereitschaft. Sollte ein Fahrer plötzlich losfahren, weil er gezwungen worden ist, zu verschwinden, lassen Sie auf die Reifen schießen.«

»Geht klar.«

Ich schlug Suko auf die Schultern. »Komm, Alter, einen Vampir-Bus haben wir lange nicht mehr gehabt...«

Vor fünfzehn Jahren war Roddy Holland als Fahrer eingestellt worden. Zuerst nur auf kurze Strecken nach New Jersey rüber. Später hatte man ihn auch für die Overland Tours genommen, so daß

er jetzt die Route New York-Chicago fuhr.

Viel hatte er erlebt. Sogar einen Mord in seinem Bus, aber die Szene im Terminal von New York überstieg das, mit dem er bisher zu tun gehabt hatte.

Zudem wußte er nicht, worum es ging. Als er einen blonden Mann danach fragte, wurde er in sein Fahrzeug geschickt. Und dort blieb er auch. Manchmal ging er in Deckung, wenn die Schüsse wie Detonationen peitschten. Eine Scheibe im hinteren Teil war durch eine Kugel getroffen worden, und auch an der Außenseite hatte es Einschläge gegeben. Ihm selbst war nichts passiert. Er hockte am Boden, schwitzte, rauchte und trank kalten Kaffee. Er roch den Qualm, schaute aus dem Fenster, sah den Brand und öffnete sicherheitshalber eine Tür, damit er so schnell wie möglich fliehen konnte, wenn es nötig sein sollte.

Das war sein Fehler.

Die unheimliche Gestalt schien nur darauf gewartet zu haben. Sie war schnell wie ein Schatten, tauchte an der Treppe auf und stand plötzlich vor ihm.

Robby Holland hatte nicht aufrecht gestanden. Aus diesem Grund erwischte ihn der blitzschnell geführte Tritt auch am Hals. Der Fahrer gurgelte und kippte zurück.

Noch in der gleichen Sekunde war die Gestalt über ihm. Obwohl sie wesentlich kleiner als der Mann war, entwickelte sie wesentlich stärkere Kräfte. Sie riß Robby in die Höhe, und ein Arm wand sich wie das geschmeidige Geflecht einer Weide um den Hals des Mannes. Robby bekam keine Luft mehr. Dicht an seinem Ohr hörte er die zischende Stimme, als er zu seinem Fahrerplatz geschleift wurde.

»Drück die Tür zu!«

Sie ließ ihm gerade soviel Bewegungsfreiheit, daß Robby seinen Arm ausstrecken und den entsprechenden Knopf drücken konnte. Mit einem Zischgeräusch schloß sich die Tür.

Jetzt waren sie allein.

Mazara schleuderte den Mann auf den Fahrersitz. Holland blieb dort käsebleich sitzen. Er schaute die andere an und wußte nicht, ob er es noch mit einem Menschen zu tun hatte, obwohl der Körper menschliche Umrisse und Formen besaß.

Aber das Gesicht!

Es bestand aus zwei Teilen. Einmal aus normaler Haut, aber in der anderen Hälfte schienen sich verfaulte, dünne Zweige zu drängen. Die Lippen waren ebenfalls nur halb vorhanden, Augen lagen wie blasse Kugeln in der Masse, doch aus dem geöffneten Mund schauten an der Seite zwei spitze und leicht gebogene Zähne hervor. Wie bei einem Vampir...

Die Gestalt begann zu sprechen. »Ich bin Mazara«, erklärte sie mit einer rauh klingenden Stimme. »Ich werde dein Blut bis zum letzten Tropfen aussaugen, wenn du nicht genau tust, was ich von dir verlange. Hast du verstanden?«

Holland konnte nur nicken.

»Gut.« Sie setzte sich ebenfalls, aber so, daß sie den anderen im Auge behalten konnte. »Sollte man dich fragen, so hast du mich nie gesehen. Wenn ich dir befehle, zu fahren, dann fährst du!«

»Ja.«

Die Gestalt grinste häßlich und wartete ab. Zeit verging. In der Halle ebte die Gefahr allmählich ab. Stimmen schrien noch immer durcheinander, Sirenen heulten ebenfalls. Holland sah zahlreiche Uniformierte, die den Bus Terminal auf dieser Etage gestürmt hatten. Sie verteilten sich an den strategisch wichtigen Punkten. Feuerwehr und Ambulanz erschienen. Die Männer kümmerten sich um den Brand und die Verletzten. Er sah auch wieder den blonden Mann, mit dem er gesprochen hatte. Zusammen mit einem Chinesen kam er auf den Bus zu.

Der Blonde mußte etwas Besonderes sein. Wußte er vielleicht

Bescheid, wer sich im Innern des Busses verborgen hielt?

Holland wurde nervös. Er wischte mit dem Zeigefinger über seinen grauen Oberlippenbart. Das merkte Mazara. »Was ist?« fragte sie.

»Nichts, ich...«

Sie stand langsam auf, schielte aus dem Fenster und sah die beiden ebenfalls. Sofort ließ sie sich wieder fallen. »Fahr!« blaffte sie den Fahrer an. »Du sollst fahren!«

Als der nicht sofort reagierte, griffen Krallenfinger nach seinem Hals und hinterließen dort kleine, blutende Wunden. »Ja, ja, ich fahr ja schon los...«

Der Schlüssel steckte.

Eine Umdrehung, und der Motor sprang an...

Das Geräusch hörten auch Suko und ich. Wir befanden uns nicht mehr allzuweit von unserem Ziel entfernt. Einige wenige Schritte noch, dann hatten wir es erreicht.

»Warum haut der ab?« fragte Suko.

»Werden wir gleich haben.«

Ich startete bereits und erreichte den Bus genau in dem Augenblick, als sich dieser in Bewegung setzte. Die Tür war verschlossen. Den Griff bekam ich zu fassen, als ich mich in die Höhe schwang und mit den Füßen Halt auf dem Trittbrett fand.

So mußte es sein.

Ich schaute durch das Glas des Fensters, sah den Fahrer und dessen ängstliches Gesicht.

Gleichzeitig erhob sich die fürchterliche Gestalt der Mazara. Sie hatte es also doch geschafft.

Suko rannte neben dem Bus her. »Sie ist da!« schrie ich ihm zu und holte meine Beretta hervor. Mit dem Kolben hämmerte ich gegen die Scheibe. Sie zerkrümelte.

Der Fahrer trat auf die Bremse.

Ob gewollt oder nicht, jedenfalls überraschte er mich damit. Den plötzlichen Stopp konnte ich nicht ausgleichen und wurde von der schrillsten Trittbrettkante gestoßen.

Ich konnte mich fangen, lief neben dem Bus her, der in eine Linkskurve fuhr.

Und dann hämmerten die Waffen. Die Bereitschaftspolizisten feuerten auf die Reifen.

Der Bus sackte zusammen. Wie im Zeitlupentempo geschah dies. Aus dem Innern hörten wir die Schreie des Fahrers, der trotz allem die Nerven behielt und die Tür aufdrückte.

Darauf hatte ich gewartet.

Suko und ich stürmten den Bus. Ich war schneller und sah mich plötzlich dem Monstrum direkt gegenüber.

Es wollte mir an die Kehle.

Ich aber hielt längst mein Kreuz in der Hand, stieß es in das Geflecht hinein, ohne jedoch einen magischen Sieg erreichen zu können. Sie flog nur zwischen die Sitze und blieb im Mittelgang liegen. Suko beförderte inzwischen den schreckensbleichen Fahrer nach draußen. »Laß mich das machen«, sagte er.

Ich wußte, daß er die Dämonenpeitsche nehmen wollte und schuf ihm Platz. Er drückte sich an mir vorbei.

Dann schlug er zu.

Er traf sie einmal, er traf zwei-und dreimal, und sie verging vor unseren Augen, von schrillen Lauten begleitet, die als Echos durch den Bus schlangen.

Rauch nebelte den Vorgang ein. Als sich der Qualm verzogen hatte, sahen wir, was von Mazara zurückgeblieben war.

Ein halber Mensch.

Die andere Hälfte, die unter magischer Kontrolle stehende, war vergangen.

Als Asche lag sie auf dem Boden.

Ich wollte nicht mehr länger hinsehen, drehte mich um und verließ den Bus.

Suko folgte mir schweigend. Als wir unseren Fuß auf den Boden gesetzt hatten, war das Fahrzeug von schwerbewaffneten Polizisten umstellt worden. Auch Hamilton befand sich darunter.

Ich sah seinen fragenden Blick, nickte und gab die erlösende Antwort.

»Ihr könnt nach Hause gehen. Hier gibt es nichts mehr zu tun...«

Uns allen fiel ein Stein vom Herzen...

New York war wieder sauber!

Zwar lag nach wie vor der Schmutz auf den Straßen, aber Vampire gab es wohl keine mehr. Und auch die Kollegen von der City Police konnten sich wieder gegenseitig in die Augen schauen.

Hinter uns lag eine Hölle. Ich hatte nicht gedacht, daß es so schlimm kommen würde. Aber New York ist anders. In dieser Stadt der Gewalt passieren so häufig Verbrechen und Anschläge, daß sie leider schon zum Tagesgeschäft gehören.

Natürlich erreichten uns zahlreiche Glückwünsche von hohen Stellen. Wir wehrten sie ab. Ich sprach nur mit Sir James in London. Der war froh, daß wir den Fall überstanden hatten.

Wie auch Abe Douglas, den man sicherheitshalber zur Beobachtung in ein Krankenhaus geschafft hatte.

Bevor wir wieder flogen, schliefen Suko und ich zwölf Stunden. Ich träumte nicht einmal von Vampiren und hatte das Gefühl, nach dem Aufwachen aus einem tiefen Schacht hervorgekrochen zu sein. Suko erging es ähnlich.

Er kam in mein Zimmer, ziemlich grau im Gesicht, noch müde und reckte sich.

»Was hast du denn?« fragte ich ihn.

Er ließ sich auf einen Stuhl fallen.

»Noch so einen Fall wie den letzten, dann fühle ich mich so alt, daß ich die Rente einreichen kann.«

Ich entfernte mich sicherheitshalber von ihm, als ich meine Antwort formulierte. »So alt«, sagte ich grinsend. »Irgendwie ist da etwas daran, mein Lieber. Ich an deiner Stelle würde schon jetzt versuchen, meine Rente einzureichen.«

»Wie soll ich das denn machen?«

»Ganz einfach, Alter. Wirf deinen Paß weg und laß dich schätzen...«

ENDE

[\[1\]](#) Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 009 »Ghouls in Manhattan«